

63.  
Jahrgang  
5/23

Hessisches  
Pfarrblatt

# Das Magazin

für evangelische Pfarrer:innen



## Aus dem Inhalt:

Drei Fragen an Halima Gutale  
Schuldbekennnis  
- und jetzt?

Offenes Wort  
an die Kirchenleitung

Keine Inklusion in der EKHN?

D 1268 F

# Inhaltsverzeichnis

## Editorial

Wolfgang H. Weinrich ..... 3

## Burger

Verena Reeh ..... 4

## Reflexion

### Schluss – und doch nicht! Aus der Leitung an die Basis

Matthias Schmidt ..... 5

### Perspektivwechsel tut not! Von der Basis in die Leitung

Dr. Anke Spory ..... 7

## Leben

### Noch immer keine Inklusion in der EKHN?

Dr. Dr. Raimar Kremer ..... 9

### Mehr als nur ein Dach über dem Kopf!

Nicole Frölich ..... 12

### Das Schuldbekenntnis ist da – und jetzt?

Josephine Haas ..... 15

## Theorie

### Sechs Grundsätze des christlichen Glaubens

Friedhelm H. Wagner ..... 18

### Gott als Gebets-Nachbar

Dr. Eberhard Pausch ..... 20

## ekhn2030

### Neubau bei laufendem Betrieb

Klaus Neumeier / Kerstin Peiper ..... 22

## Gastbeitrag

### Bürgerräte – interessant auch für Kirche?

Henning von Vieregge ..... 25

## Drei Fragen an

Halima Gutale ..... 28

## Buchempfehlungen

### Raubtierzeiten

Dr. Werner Zager ..... 30

*Vanessa Rau/Mahayar Nicoubin (Hrsg.):*

### Religionsverfassungsrecht revisited

Kurt-Helmuth Eimuth ..... 30

## Gastbeitrag

### Schluss mit Shopping

Michael Herl ..... 31

## Aus der Redaktion

Die Schattenseite ..... 32

Die gute Nachricht ..... 33

## Pfarrvereine

Persönliche Nachrichten ..... 34

## Aus der Redaktion

Brot für die Welt ..... 35

Impressum ..... 35



**Wolfgang H. Weinrich**  
 Publizist  
 Darmstadt

## Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Herbst verspricht spannend zu werden: In Hessen und Bayern wird jeweils ein neuer Landtag gewählt. 67,3% hier, dort 72,3% aller Wahlberechtigten haben sich 2018 daran beteiligt. Eigentlich nicht üppig! Im Gegenteil und mal andersherum ausgedrückt: Hier hat etwa ein Drittel, dort mehr als ein Viertel aller Wahlberechtigten nicht gewählt. Sie machten deutlich, dass sie der Wahlprozess nicht interessierte, weil sie sich in Konsequenz davon nichts erwarten. Keinen Aufbruch. Keine Veränderungen. Keine Umsetzung neuer Ideen. Weil sie keine Berücksichtigung ihrer Anliegen sahen? Hatten sie Recht? Warum nutzten sie die Wahlmöglichkeit nicht, nahmen sie ihr Wahlrecht nicht in Anspruch? Ein Recht, das einst schwer errungen wurde.

Fünf Jahre später: Werden in diesem Jahr noch weniger zur Wahl gehen? Apropos gehen! Immer mehr (zwei Worte, die ständig zu lesen sind), immer mehr Menschen machen Briefwahl. Eine tolle Erfindung! Für all jene, die arbeiten müssen, am Wahltag krank oder in Urlaub sind. Doch diese eigentlich für eine Ausnahmesituation geschaffene Möglichkeit wird heute gerne als Komfortoption angenommen. Nach meiner Beobachtung führt sie aber inzwischen dazu, eine Wahl schnell abzuarbeiten. Zuhause mal eben auf der vorgesehenen Liste ein Kreuz machen und die Unterlagen wegschicken. Eigentlich wäre eine Online-Wahl noch komfortabler, dann könnte mensch sich auch den Weg zum Briefkasten sparen.

Besser finde ich, im Wahlbüro aufzukreuzen, mich als Wählerin oder Wähler auszuweisen

und mein Interesse an der Wahl persönlich zu dokumentieren. Anderen zu zeigen, dass ich die Demokratie wichtig und ernst nehme, Teil von ihr bin. Auch aus diesem Grund zeige ich mein Gesicht am Wahltag, ganz bewusst da.

Die Demokratie benötigt Menschen, die für sie stehen, für sie eintreten. Bewusst, deutlich, offensiv. Evangelisch sein könnte bedeuten, eine wertegeleitete und keine interessen-geleitete Politik zu wählen. Damit ist nicht jede Partei wählbar, schon gar nicht allein aus Protest oder um anderen Parteien einen Denkmittel zu verpassen. Eine starke und wehrhafte Demokratie benötigt starke Debatten und, ja, manchmal eben Streit um der Sache willen. Wir leben in einer Zeit immenser Transformationen, da muss um Konzepte gestritten werden. Dies nicht zuletzt in Zeiten, in denen Populisten das Wort führen und ganze Regionen in der Naherwartung einer rechten Machtübernahme versinken. Haltung ist gefragt, auf Straßen, Gassen und in Wahllokalen.

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt (Grundgesetz, Artikel 1). Auch und gerade durch meine Wahl

meint Ihr

*Wolfgang H. Weinrich*

Chefredakteur

*Die kommende Ausgabe beschäftigt sich u.a. mit einem veränderten Kirchenbild*



Verena Reeh  
Pfarrerin  
Mücke

## Burger

Die Druckgrafik von Andy Warhol im unvergleichlichen Pop-Art-Stil irritiert durch die Verfremdung des Bekannten. Überraschende Farben für scheinbar natürliche Lebensmittel. Oder sind die unnatürlichen Farben gar schon ein Hinweis auf die synthetischen Inhaltsstoffe? Auf künstlerische Art und Weise wird Betrachtenden ein Spiegel vorgehalten – ob sie nun Hamburger, Cheeseburger oder andere Burger mögen oder nicht.

Fastfood - inhaltsleer, nicht unbedingt gesund, aber immer schnell und überall verfügbar. Und nicht nur das: Warhol erweckt durch seine „copy und paste-Technik“ den Eindruck, dass auch Lebensmittel beliebig „vervielfältigt“ werden können; ganz den Ansprüchen einer Gesellschaft entsprechend: alles zu jeder Zeit haben zu müssen und zu können.

Nicht nur spielt der Gedanke an Saisonalität, Transportwege oder Wasserverbrauch dabei keine Rolle, sondern auch das Augenmaß bei den Essensmengen ist verloren gegangen. Bei All-You-Can-Eat Buffets findet man inzwischen gelegentlich den Hin-



weis, dass eine Strafgebühr erhoben wird, wenn man sich mehr auftut, als man essen kann. Die Augen sind größer als der Magen und allzu oft werden große Mengen an Speisen weggeworfen.

Was für eine Kluft! Der Ukraine-Krieg verschärft – als eine seiner Nebenwirkungen – den Hunger in Afrika durch die Verknappung von Getreide und immense Preissteigerungen. Folge: Teller bleiben leer! Menschen hungern! Das Foto auf der Rückseite des Magazins drückt dies aus.

Diese himmelhochschreiende Ungerechtigkeit ist nicht neu!

Wir danken Gott für die Gaben seiner Natur und doch wollen wir auch das, was nicht in unseren Gärten wächst, auf unseren Tischen haben. Gott zu vertrauen ist gut, aber gleichzeitig sind alle aufgefordert Schritte zu unternehmen. Sich nicht von den Bonbonfarben locken zu lassen, sondern Verhaltensmuster zu durchbrechen und auch mal mit „kleineren Brötchen“ zufrieden zu sein! Mutiger zu werden und selbst eigene Schritte beizutragen hin zu mehr Fairness.

Share und Care – verteilen und abgeben! Bei Lebensmitteln, bei Gegenständen, beim Auto. Gegenbewegungen, von der Idee getragen, an die Zukunft zu denken – nicht nur an die eigene.

# Schluss – und doch nicht!

## Aus der Leitung an die Basis

„Ich höre auf als Propst“. Diese Mitteilung im März 2022 hat Irritationen ausgelöst. Gibt es gesundheitliche Gründe? Ist es Amtsmüdigkeit? So kamen die besorgten Fragen, zumal ich erst wenige Monate zuvor mit gutem Ergebnis durch die Synode wiedergewählt wurde und mein Mandat bis 2028 verlängert worden war.

Ich versuchte zu beruhigen. Nein, mir geht es gut, es ist auch kein Amtsfrust. Im Gegenteil, es war eine dichte, intensive und sehr erfüllende zwölfjährige Amtszeit, auf die ich zurückblicke.

Die Irritation über diesen unkonventionellen Schritt blieb allerdings. Denn auch wenn die Leitungsämter in unserer Kirche Wahlämter sind, also Auftrag auf Zeit, ist die Entscheidung, aus dem Propstamt nicht in ein anderes Leitungsamt oder in den Ruhestand zu gehen, ungewöhnlich. Warum eigentlich? Mir war es wichtig, als Pfarrer im Propstamt zu sein. Und der bleibe ich, wenn auch im neuen Kontext.

Corona war für mich eine Zeit des Nachdenkens, wie ich in den kommenden Jahren Leben und Dienst gestalten will. Sechs Monate hatte ich mir Zeit genommen, diese Entscheidung zu überdenken. Gespräche mit Familie, Freunden, Propstkollegen, dem Kirchenpräsidenten festigten den Entschluss.

Fast zehn Jahre aktiven Dienst habe ich noch vor mir. Eine gute Zeit für ein neues Arbeitsfeld. Und ich habe Lust mit einem neuen Amt hinauszugehen an die Hecken und Zäune. Ich bin nun im Dekanat Nassauer Land unterwegs in einem Nachbarschaftsraum, einer Dekanatsynode und einem Kirchenvorstand.

Natürlich musste dieser Schritt gut vorbereitet sein. Begleitet von einem Coach war es ein gelungener Übergang. Mit ihm konnte ich besprechen, wie ein Abschied gut kommuniziert und gestaltet werden kann, damit weder das Amt noch ich selbst beschädigt werden. Meine neue Dekanin, der Dekanatskonvent und die Mitarbeitenden haben es mir dann leicht gemacht, gut anzukommen.

Gab es Zweifel? Momente der Unsicherheit? Ja, genauso wie auch zu Beginn der Propstzeit. Aber je häufiger und klarer ich die Entscheidung kommunizierte, umso mehr festigte sie sich. Manche äußerten ihre Enttäuschung. Oder konnten die Überlegungen nicht nachvollziehen. Aber bis heute gibt es immer wieder Menschen, die mir sagen: „Ich habe Respekt vor diesem Schritt.“

### Wer war ich? Wer werde ich sein?

Mit dem Wechsel aus einem Propstamt gab ich damit verbundene Bedeutung ab. Es war ein Verlust an bisherigen Gestaltungs- und Einflussmöglichkeiten. Und es gab viele Bereiche, die ich sehr gerne mitgestaltet habe (wie es auch die „nicht-vergnügungssteuerpflichtigen“ gab). Doch der Abschied nötigte und ermöglichte, das Leben neu zu definieren. ▶



**Matthias Schmidt**

Pfarrer

Lahnstein



» Ich musste akzeptieren,  
dass manches unvollendet  
bleiben wird. «

Treffend fand ich dazu die Anmerkungen des Theologen und Psychotherapeuten Bernd Deininger (in: Machtverlust schmerzt. Die Zeit. 41/2021):

*Denen, die Macht zugesprochen bekommen, rate ich zur Demut. Es hilft, sich gelegentlich daran zu erinnern, mir wurde etwas geschenkt, ich war zur richtigen Zeit am richtigen Ort – statt den Erfolg nur auf die eigene Leistung zu beziehen. Denen, die Macht verlieren, wünsche ich, dass sie die gelebte Zeit der Macht rückblickend genießen, statt ihr nachzutruern. So gewinnen sie Abstand und können neue Quellen des Glücks erschließen, die ihnen vorher unzugänglich waren: Freundschaften, Hobbys und alles, was man schon längst machen wollte.*

Mit dem Loslassen gewann ich neue Lebensoptionen und konnte manches in den letzten Jahren ungelebte Leben wiederentdecken und -erwecken.

### **In Heiterkeit Fragment sein**

Ich musste akzeptieren, dass manches unvollendet bleiben wird. Gerne wäre ich mit dem Gefühl gegangen, dass ich – zumindest teilweise – „fertig“ geworden bin. Aber das Gewebe meiner Arbeit war und ist nicht fertig.

Unsere Liturgie zur Entpflichtung eines Pfarrers, einer Pfarrerin aus einem Amt ist da ausgesprochen barmherzig.

*„Lass ihn/sie sich freuen an allem, was gelungen ist. In Gedanken an Fehler und Versäumtes hilf ihm/ihr, barmherzig mit sich selbst zu sein. Vergib uns, was wir ihm/ihr gegenüber versäumt haben.“*

Wie klug! Wie barmherzig! Das Unvollendete verliert in der Stunde des Übergangs seine Macht.

Fulbert Steffensky (in: Die Kunst des Abdankens. Hamburger Abendblatt vom 3.3.2007) beschreibt die Kraft des Fragmentarischen im Moment des Abschieds als Absage an die Allmachtsphantasien. Er bezieht dies auf das Alter, aber die Einsichten gelten auch für die pastorale Arbeit.

*Am Ende steht der Name Gottes, am Ende unserer Arbeit (...). Wir sind nicht genug, die Welt zu retten (...). Die Last der Welt liegt nicht allein auf unseren Schultern. Wir können in Heiterkeit Fragment sein. (...) Der Gedanke, dass wir an Gott genesen und dass niemand an unserem Wesen genesen muss, macht uns erträglich für uns selber und (...) für die anderen. Wir können die Arbeit aus den Händen legen, nachdem wir unseren Teil getan haben, gut oder schlecht – wir müssen darüber nicht urteilen. Vielleicht ist das die letzte große Kunst, die wir zu lernen haben, dass wir das Urteil über uns selbst nicht fällen. Wir sind, die wir sind (...). Mehr brauchen wir nicht.*

Dieser Gedanke gibt mir die Gelassenheit, die mich an meinem neuen Ort stärkt. Und die ich meiner Nachfolgerin in der Propstei Oberhessen wünsche.

# Perspektivwechsel tut not!

## Von der Basis in die Leitung

Im Spannungsfeld zwischen „Was, in diesen Zeiten?!“ und „Passt!“ waren die Reaktionen auf meine Bereitschaft, mich auf ein Bewerbungsverfahren als Pröpstin der EKHN einzulassen. Was mir bei der Entscheidung geholfen hat, war das Gefühl, aus einer inneren Freiheit heraus den Schritt in eine (neue) Leitungsverantwortung zu gehen. Das Ordinationsversprechen kann in unterschiedlichen Gemeinden und Aufgabenbereichen Gestalt gewinnen.

Wunderbar ist es, wenn der Dienst meinen Begabungen, Fähigkeiten und meiner persönlichen „Wachstumsrichtung“ entspricht. Ich habe mich über die Jahre immer besser selbst kennengelernt, meine Stärken, meine Schwächen. Sie sind abgeglichen in Selbst- und Fremdbildern (und werden es immer wieder) und mit meinen Erfahrungen sind sie die Grundlage einer halbwegs stabilen und an der Praxis überprüften Haltung. Meine Überlegungen notiere ich einige Wochen vor Amtsantritt. Durch viele Gespräche habe ich Eindrücke gesammelt, an welchen inhaltlichen Punkten ich als Pröpstin in den Transformationsprozess der EKHN eintrete, manches liegt klar vor Augen, andere Eintrittsstellen werden sich - hoffentlich - im Gehen konkretisieren.

Perspektivwechsel fördern neue Sichtweisen und erweitern Handlungsoptionen. Sie sind grundlegend für gelingende Veränderungen, für individuelle, aber auch für die Kirche als Gesamtorganisation. Sie ereignen sich nicht automatisch durch einen Stellenwechsel, sondern sind abhängig von der Bereitschaft, eigene Positionen zu hinterfragen und sich als Lernende zu verstehen. Ein Perspektivwechsel bringt mit

sich, unterschiedlichen Logiken als der eigenen zu begegnen, diese wahrzunehmen und eine eigene Haltung zu entwickeln. Diese Fähigkeit ist wesentlich für eine Leitungsfunktion, da sich hier die Begegnung mit unterschiedlichen Logiken vervielfältigt. Es ist ein komplexes Geschehen, das sich im Spannungsraum zwischen Gemeinden, Berufsgruppen, Verwaltung und Kirchenleitung entfaltet. Das Spannungsfeld wird auf jeder Ebene bearbeitet werden müssen. Die Fähigkeit, eigene Positionen zu hinterfragen bedeutet gleichzeitig aber auch, eigene Erfahrungen nicht absolut zu setzen und bereit zu sein, die unterschiedlichen Perspektiven einzunehmen und damit besser nachzuvollziehen.

In dem Stück „Biografie: Ein Spiel“ (1991) lässt Max Frisch seinen »Spielleiter« feststellen: „Sehen Sie: Sie verhalten sich nicht zur Gegenwart, sondern zu einer Erinnerung. Das ist es. Sie meinen die Zukunft schon zu kennen, durch Ihre Erfahrung. Drum wird es jedes Mal dieselbe Geschichte.“ Eine Kirchenleitung sollte also genau hinschauen, woher sie ihren Blick auf die Gegenwart erhält, mit welchen Wahrnehmungen und Narrativen sie unterwegs ist, welche Normalitätsvorstellungen sie voraussetzt, welche Erwägungen und Bedenken sie aufnimmt und welche sie verwirft.



**Dr. Anke Spory**  
Pfarrerin und Pröpstin  
Gießen

» *Kirche findet vor Ort statt. Hier kann Kraft für den Alltag gesammelt und Mut für Veränderungen gefasst werden. Hier liegt das Potential für Haupt- und Ehrenamtliche.* «

In der EKD-Publikation „Hinaus ins Weite – Kirche auf gutem Grund“ (Zwölf Leitsätze zur Zukunft einer aufgeschlossenen Kirche, 2021) werden die sinkenden Mitgliederzahlen und die damit zurückgehenden Ressourcen als „Glaubenskrise“ gedeutet, die dazu führt, dass „die Strukturen und Angebote nicht im jetzigen Umfang fortgeführt werden können.“

Detlef Pollack, einer der führenden Religionswissenschaftler, bezeichnet diese Entwicklung als unumkehrbar. Wohlstand und Bildung führen zu einer Säkularisierung der Gesellschaft. (Religion in der Moderne: Ein internationaler Vergleich, 2021). Peter Scherle versteht die Krise der Kirche als Bestandteil der „grundlegende(n) Transformationen und Krisen der Spätmoderne“ und fordert, diese stärker in den Blick zu nehmen (Raus aus dem falschen Film. Wie die ev. Kirche den gewaltigen Transformationen unserer Zeit begegnen sollte. Zeitzeichen 5/2022).

Diese Diagnosen halte ich für wegweisend. Wenn die Kirche ihre gesellschaftliche Bedeutung und ihre organisatorische Stärke aus sekundären Gründen bezogen hat und steigende Mitgliederzahlen mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Nachkriegsjahre in Korrelation standen, dann sind wir nicht Zeug:innen einer „Glaubenskrise“, sondern nehmen wahr, dass Entwicklungen in der Spätmoderne zu einer Krise der institutionell verfassten christlichen Kirche geführt haben. Die Konsequenz ist nicht nur, dass Strukturen so nicht weitergeführt werden können, sondern sie müssen und sie sollten es auch nicht mehr.

Dies erfordert Einsparungen auf jeder Ebene. In der EKHN geschieht im Moment auf der parochialen Ebene ein einschneidender Umbau, der

versucht, der veränderten gesellschaftlichen Situation auch strukturell Rechnung zu tragen. Entscheidend scheint mir zu sein, die entstehenden neuen Nachbarschaftsräume nicht als zusätzliche Verwaltungsebene einzuziehen. Eine Kirche, die von unten nach oben aufgebaut ist, sollte sich daran orientieren, welche Unterstützung gesamtkirchlich für die Arbeit vor Ort gebraucht wird. Die Stärkung der Nachbarschaftsräume sehe ich als wichtige Aufgabe.

Dazu müssen neue Verfahren eingeübt werden, Strukturen und Prozesse gut aufgesetzt sein und auf ihre Nachhaltigkeit überprüfbar und transparent gemacht werden.

Kirchlich gestaltete Lebensübergänge, Gottesdienste, Diakonie und vertrauensvolle Gespräche können Brot für die Seele sein. Kirche findet vor Ort statt. Hier kann Kraft für den Alltag gesammelt und Mut für Veränderungen gefasst werden. Hier liegt das befriedigende und sinnstiftende Potential für Haupt- und Ehrenamtliche.

Die kürzeste Definition von Religion hat Johann Baptist Metz geprägt: „Religion ist Unterbrechung“. Ja. Das ist sie. Eine Unterbrechung lässt Perspektivwechsel erst entstehen. In dieser Zwischenzeit können neue Ideen und Visionen entstehen, sei es in der grünen Klausur, in der Füße und Geist bewegt werden, in der Stille, in kollegialer Beratung ...

Menschen für diesen Dienst zu stärken und für die Rahmenbedingungen zu sorgen, damit dies professionell und engagiert entstehen kann, ist vornehmste Aufgabe der Kirchenleitung.

Fragen Sie mich gerne in einem Jahr, wie sich diese Überlegungen weiterentwickelt haben...!

» *Kirchlich gestaltete Lebensübergänge, Gottesdienste, Diakonie und vertrauensvolle Gespräche können Brot für die Seele sein.* «





# Ausgeschlossen?

## Noch immer keine Inklusion in der EKHN?

Wie gastlich ist die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN)? Und wie inklusiv ist sie? Und was haben Gastfreundschaft und Inklusion miteinander zu tun? Um sich einer Antwort auf diese Fragen zu nähern, möchte ich zunächst die LichtKirche als Gleichnis heranziehen.

Gastfreundschaft ist eines der zentralen Merkmale der *LichtKirche*. Mit ihren offenen Giebeln und den stets geöffneten Türen lädt sie zur Begegnung ein. Sie ist für alle offen, sodass unterschiedliche Menschen darin willkommen sind und sich wohlfühlen können. Sie ist barrierefrei zugänglich. Sie hat keine festen Mauern. Sie ist flexibel, weil sie – auch dank des Lichtes, des beweglichen Altars und des bunten Mobiliars – ihr Aussehen verändern kann. Sie kann abgebaut und an einem anderen Ort wiederaufgebaut werden.

Inklusion ist nichts Statisches, sondern etwas Dynamisches. Inklusion leben heißt: Immer wieder aufbrechen, die Kirche an andere Orte bringen, Mut haben, Neues wagen und einander etwas zutrauen. Inklusion heißt, sich verändern und sich auf Veränderungen einstellen, als einzelner Mensch, als Kirchengemeinde, als Kirche, als Gesellschaft. Inklusion heißt, sich für die Menschen öffnen, die in der Kirchengemeinde nicht oder kaum vorkommen, die keinen Platz in der traditionellen Kirche, die sie manchmal befremdlich und manchmal sogar verstörend finden. Diesen Menschen sollte offen und unvoreingenommen begegnet werden, um sie (vielleicht auch) erneut für Kirche zu begeistern und ihnen eine Heimat zu geben.



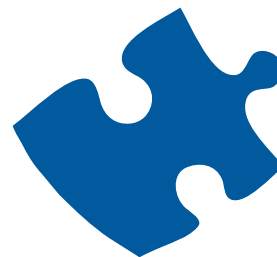
Die EKHN hat vor Jahren die LichtKirche gebaut ([lichtkirche.ekhn.de](http://lichtkirche.ekhn.de)). Die LichtKirche ist eine mobile Kirche auf Zeit, die Menschen bietet, was sie brauchen: Raum für Gebet und Gottesdienst, Musik und Tanz und vielfältige kulturelle Veranstaltungen. Die Kirchenwände werden in den Farben des Facettenkreuzes angeleuchtet. Mehr noch: Auch das Mobiliar besteht aus bunten Sitzmöbeln in den Farben des Regenbogens. Die LichtKirche ist in die Umgebung eingebettet, in der sie steht. Fahnen mit dem Facettenkreuz laden zur Begegnung mit Gott und den Menschen ein.

Die *LichtKirche* ist mit durchscheinenden Fassaden- und Dachplatten gedeckt. Je nach Umgebungs- & Innenlicht erscheinen sie weiß oder durchsichtig. Diese Platten transportieren das Licht, lassen die Kirche in den Farben des Facettenkreuzes leuchten und bilden Licht- und Schattenspiele.



**Dr. Dr. Raimar Kremer**  
Pfarrer  
Zentrum Seelsorge und  
Beratung Darmstadt





Inklusion leben, heißt auch: sich am Erreichten erfreuen, aber nicht dabei stehen bleiben, sondern die nächsten Schritte gehen, und seien sie noch so klein. Wer nächste Schritte geht, muss sich überlegen, welche das sind. Manchmal muss zunächst der Grund bereitet werden. Nicht auf jedem Grund lässt sich die LichtKirche aufbauen. Widerstände und Schwierigkeiten gehören zur Inklusion dazu.

Die EKHN hat vor Jahren für jede Propstei eine:n Inklusionsbeauftragte:n berufen. Diese Pfarrer und Pfarrerinnen sind da, um Kirchengemeinden und Institutionen der EKHN auf dem Weg der Inklusion zu begleiten und an möglichen Widerständen und auftauchenden Schwierigkeiten mit den Beteiligten prozessorientiert zu arbeiten, um diese Schritt für Schritt abzubauen.

Der Auf- und Abbau der *LichtKirche* ist kostspielig. Wer sich auf den Weg zu einer inklusiven Kirchengemeinde macht, sollte sich dessen bewusst sein, dass Inklusion auch Geld kostet. Die EKHN erhebt als einzige Gliedkirche der EKD alle zwei Jahre eine Kollekte für „inklusive Gemeindearbeit“. Es ist eine der wenigen Kollekten in der EKHN, die aus den Kirchengemeinden kommt und für inklusive Projekte in den Kirchengemeinden wieder ausgeschüttet wird. Wer im Bereich der Inklusion Geld in die Hand nimmt, bekommt etwas wieder, nämlich Sozialkapital. Schlüsselemente eines solchen Sozialkapitals sind: Vertrauen, ein Gefühl der Gemeinschaft und des Dazu-Gehörens, uneingeschränkte und teilnehmende Kommunikation, demokratische Entscheidungsfindung und ein Gefühl gemeinsamer Verantwortung.

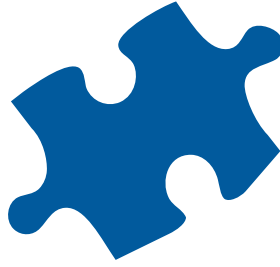
Inklusion geschieht nicht im Verborgenen hinter dunklen Fassaden – sie ist nur erfolgreich, wenn sie im öffentlichen Raum stattfindet und sich viele daran beteiligen. Inklusion geht nicht nur eine kleine Gruppe von Interessierten etwas an, sondern alle.

Wie gastlich ist die EKHN? Die Antwort auf die Frage lautet: Sie ist sehr gastlich. Die EKHN ist eine sehr offene und liberale Kirche, in der viele (wenn nicht gar alle) willkommen sind und eine geistliche Heimat finden können.

Und wie inklusiv ist die EKHN? Diese Antwort lautet: fast gar nicht. Gastfreundschaft ist nur ein Teilaspekt von Inklusion. Inklusion ist mehr. Inklusion heißt: Barrieren abbauen. Inklusion heißt: die Menschen nicht nur willkommen zu heißen, sondern ihnen auch das Recht auf aktive Teilhabe und Mitgestaltung einzuräumen, auf anregende Begegnungen und Gemeinschaft.

Inklusion heißt: neue Strukturen schaffen und eine andere Einstellung zu gesellschaftlichen und kirchlich-diakonischen Handlungsfeldern entwickeln. Arbeit, Ehrenamt, Gesundheit, Bildung, Pflege, Kinder, Jugend, Familie, Frauen, Männer, alte Menschen, Wohnen, Mobilität, Digitalität, Ökumene ... sind nur einige davon. Inklusion ist ein langer Prozess der Veränderung, der auf die Haltung und Einstellung in all diesen Handlungsfeldern abzielt.





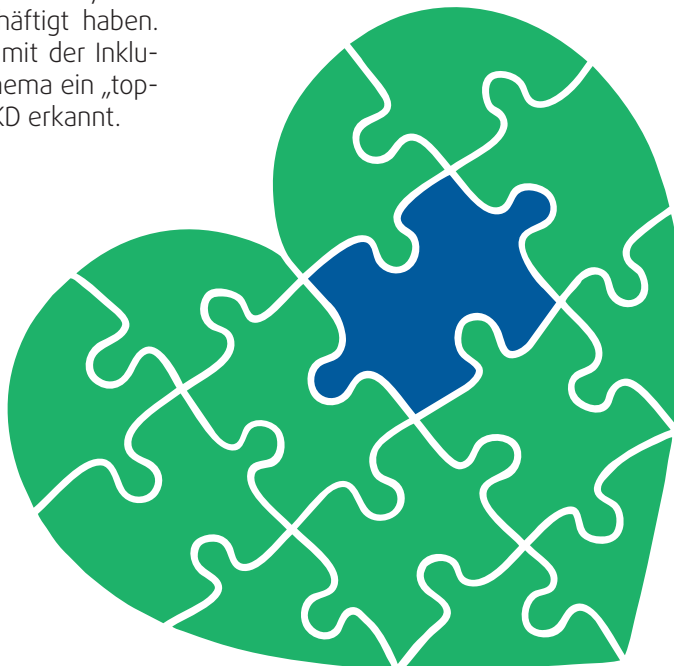
Weltweit und auch in Deutschland hat dieser Prozess mit der Veröffentlichung der UN-Behindertenrechtskonvention begonnen. Das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen wurde 2006 von der UNO-Generalversammlung in New York verabschiedet und trat 2008 in Kraft. Es ist ein von 185 Staaten und der EU durch Ratifizierung, Beitritt oder formale Bestätigung abgeschlossener völkerrechtlicher Vertrag.

In all diesen Jahren ist die EKHN nicht untätig geblieben: Sie hat die Inklusionsbeauftragten für die Propsteien berufen und die Inklusionskollekte eingerichtet. Sie hat darauf vertraut, dass sich die einzelnen Zentren des Themas annehmen. Und sie ist der (irrigen) Meinung verfallen, dass sich auch das Thema Inklusion als „Bottom-up-Bewegung“ entwickeln und so gedeihen würde. Bei dem Thema Inklusion hat das nicht funktioniert. Die EKHN ist eine der wenigen Gliedkirchen der EKD in der sich weder die Kirchenleitung noch die Synode mit dem Thema Inklusion beschäftigt haben. Andere Kirchen sind viel weiter mit der Inklusion als die EKHN. Dass dieses Thema ein „top-down“ Thema ist, hat auch die EKD erkannt.

Im Herbst 2022 wurde vom Rat der EKD ein Orientierungsrahmen zur Gestaltung von inklusiven Aktionsplänen vorgelegt. Dieser Orientierungsrahmen richtet sich in erster Linie an die Kirchenleitungen und leitenden Gremien der Gliedkirchen, um diese bei der Umsetzung der Inklusion zu unterstützen.

Und obwohl die EKHN im Rat der EKD vertreten ist, spielt auch dieser Orientierungsrahmen in der EKHN bislang keine Rolle. Vielmehr ist der Eindruck entstanden, dass die EKHN sehr gekonnt dieses Thema ignoriert. Nur gastfreundlich zu sein, reicht auf Dauer nicht aus.

Wünschenswert wäre, dass die EKHN mutig nächste Schritte angeht: einen Teilhabeausschuss in der Synode einrichtet, einen oder eine Inklusionsbeauftragte:n beruft, ein Netzwerk „Inklusion“ installiert und sich einen Aktionsplan vornimmt.





**Nicole Frölich**  
Wohnungsnotfallhilfe  
Diakonisches Werk  
Darmstadt

# Wohnungsnotfallhilfe

## Mehr als nur ein Dach über dem Kopf!

Es gibt viele Gründe, warum Menschen ihre Wohnung verlieren und auf der Straße landen. Auch wenn ein Leben ohne Wohnung in der Öffentlichkeit immer wieder mit dem Bild von Freiheit und Lagerfeuerromantik gleichgesetzt wird, zeigen die Erfahrungen aus jahrzehntelanger Wohnungsnotfallhilfe, dass niemand freiwillig wohnungslos wird. Oft sind es Schicksalsschläge wie Trennung von der Familie, Tod der Partnerin oder des Partners, Verlust des Arbeitsplatzes, Privatsolvenz oder eine schwere Erkrankung, die Menschen veranlassen, das „alte“ Leben aufzugeben und alles hinter sich zu lassen. Meist ist dies keine geplante Entscheidung, sondern eine Konsequenz der Situation, die dann zu einer Abwärtsspirale führen kann. Um diese zu durchbrechen bieten wir vielfältige Hilfen für Menschen ohne Wohnung und in existenziellen Notlagen an.

### **Unterstützung von Menschen in Notlagen: Ureigene Aufgabe der Diakonie – und für mich Berufung.**

Seit dem Bestehen christlicher Gemeinden existiert der diakonische Gedanke und seit 175 Jahren die organisierte Diakonie. Mit dieser Doppelrolle als Wesens- und Lebensgestalt der Kirche, aber auch gleichzeitig Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege, nehmen wir uns besonders der Menschen an, deren Leben von leiblicher Not, seelischer Bedrängnis sowie sozial ungerechten Verhältnissen geprägt ist. Dabei besonders wichtig: die Ursachen dieser Nöte zu erkennen und entsprechend zu beheben.

Die Unterstützung von Menschen, die im stärksten Maße von Armut betroffen sind, ist für die meisten, die in der Wohnungsnotfallhilfe tätig sind - und auch für mich persönlich - kein Beruf oder eine Tätigkeit, sondern eine Berufung, die einer tiefen inneren Überzeugung folgt: der, dass alle Menschen gleich sind, vor Gott gleich sind. Und dass alle Menschen gleichwertig sind, indem alle ein Recht auf ein zufriedenes, selbstbestimmtes Leben in Würde haben.

### **Würdevolles Leben auf der Straße ist kaum möglich**

Leider wird gerade bei Menschen ohne Wohnung oft sichtbar, dass eine würdevolle Existenz kaum möglich ist: Der öffentliche Raum ist quasi das Wohnzimmer der Menschen. Deren Leben findet auf dem Präsentierteller statt. Hier gibt es keine Privatsphäre, keinen Schutz vor Übergriffen und kein Zuhause, das einen Rückzug ermöglicht. Und damit auch keinen Alltag wie wir ihn kennen, von der morgendlichen Dusche bis zum TV-Abend.

### **Finger in gesellschaftliche sowie sozialpolitische Wunden legen**

Umso wichtiger ist es, dass wir als Diakonie und Kirche unseren handlungsleitenden Auftrag wahrnehmen und einerseits den direkten „Gottes-Dienst“ an den und für die Menschen leisten sowie andererseits Finger in gesellschaftliche sowie sozialpolitische Wunden legen. Konkret bedeutet dies, darauf hinzuweisen, welche Strukturen zu Ausgrenzung, Not und Ungerechtigkeit führen. Gleichzeitig gilt es, Lösungen anzubieten, wie dies verändert werden kann; so gelingt z. B. der Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit erst, wenn ein Mietvertrag abgeschlossen wird.

Der Weg zu den eigenen vier Wänden ist sehr steinig. Einerseits muss Wohnraum zur Verfügung stehen, was per se eine große Herausforderung ist – und: Dieser Wohnraum muss bezahlbar sein. Auch darf der oder die Vermieter:in keine Vorurteile gegenüber Menschen haben, die auf der Straße leben. Die Bonitätsauskunft bei der Schufa ist das letzte entscheidende Zünglein an der Waage und führt bei den Meisten dazu, dass der Mietvertrag schlussendlich nicht zustande kommt, weil Schulden vorhanden sind.

## Was passiert konkret an Hilfen (zum Beispiel) in Darmstadt-Dieburg?

Bei dem Weg von der Straße zurück in die eigene Wohnung, aber auch in sonstigen Lebenssituationen, unterstützen wir und stehen den Menschen mit unseren vielfältigen Hilfe-Bausteinen zur Seite, z. B. durch Unterkunft, Beratung, Postanschrift sowie Duschköglichkeiten. So leistet die Regionale Diakonie Darmstadt-Dieburg – in der ich tätig bin – seit 1969 Wohnungsnotfallhilfe. Besonders wichtig ist uns, passgenaue Hilfen mit kurzen, niedrighschwelligem Zugängen anzubieten. Mit dem 1969 gegründeten „Z14“, einem Wohn- und Übernachtungsheim für wohnungslose Männer am Darmstädter Hauptbahnhof, bieten wir rund um die Uhr Unterkunft, Beratung und umfassende Hilfestellungen für bis zu 95 Männer an.

1988 wurde das Hilfesystem erweitert durch die ambulante Beratungsstelle Teestube KONKRET, genannt „Teestube“, einer Beratungsstelle mit Tagesaufenthalt, medizinischer und hygienischer Versorgung sowie anderen Angeboten für Menschen ohne Wohnung oder für Menschen, die von Wohnungsverlust bedroht sind. Die Beratung und Unterstützung durch den Sozialdienst erfolgt an fünf Tagen in der Woche im Rahmen der Öffnungszeiten. Wer da ist, bekommt geholfen – ohne vorherige Terminvereinbarung.

Ergänzend zum „Z 14“ für Männer wurde 1999 das „Frauenübergangswohnhaus“ (umbenannt in „Liv“) für Frauen ohne Wohnung eröffnet. Wie der „Z 14“ ist die Fraueneinrichtung täglich 24 Stunden geöffnet und bietet, neben Unterkunft, auch Beratung und Alltagshilfen an.

Unsere jüngste Einrichtung ist gleichzeitig auch für die Jüngsten zuständig: 2017 startete das „MuKiS“ (Mutter-Kind-Schwangere), ein Übernachtungshaus für alleinstehende Frauen mit Kindern sowie hochschwängere Frauen, die keine Wohnung haben. In zehn Zimmern können die Familien zur Ruhe kommen, sich mit Hilfe des Sozialdienstes neu orientieren und auf das Leben in einer eigenen Wohnung vorbereiten.

Wer in der eigenen Wohnung Unterstützung bei der Bewältigung des Alltages wünscht, bekommt vom Fachdienst Betreutes Wohnen Hilfe.



» Meist ist dies keine geplante Entscheidung, sondern eine Konsequenz der Situation, die dann zu einer Abwärtsspirale führen kann. Um diese zu durchbrechen bieten wir vielfältige Hilfen für Menschen ohne Wohnung an. «

## „Diakonisches Gesamtpaket“: Aufbauende Hilfen für Jede und Jeden

Die fünf Bausteine stationärer sowie ambulanter Hilfe bauen aufeinander auf und bilden das „Diakonische Gesamtpaket“ für Menschen ohne Wohnung und in existenziellen Notlagen. Wir unterstützen „auf der Straße“, bieten Unterkünfte und setzen uns ein für eine eigene Wohnung.

Die jeweiligen Fachteams arbeiten untereinander eng zusammen und sind in das regionale soziale Netzwerk eingebunden. So kann bei Bedarf auch schnell an andere Fachdienste weitervermittelt werden, zum Beispiel an die Wohnungssicherungsstelle oder Schuldnerberatung.

## Mein persönliches Resümee

Nach rund zwanzig Jahren in der Wohnungsnotfallhilfe - davon elf Jahre in der Bereichsleitung - ist mir der direkte Dienst am und für den Menschen durch passende, leicht erreichbare Hilfen wichtig. Ganz essenziell ist jedoch, die Ursachen zu verändern, die Armut, Ungleichheit und Benachteiligung erzeugen.

Die Herausforderungen des Wohnungsmarktes verdeutlichen, wie elementar notwendig es ist, sozialpolitisch Einfluss zu nehmen und Mechanismen, die Ausgrenzung erzeugen, zu thematisieren und zu verändern. Denn nur über inklusive Strukturen mit ausgewogenen Lebensverhältnissen und gleichwertigen Zugangschancen gelingt eine dauerhaft zufriedene Lebensführung.

Solange gerade die Zugangschancen nicht für alle erschlossen sind, arbeite ich gemeinsam mit tausenden anderer Kolleg:innen von der Regionalen Diakonie weiter daran, dies zu ändern. Aus tiefster Überzeugung und der Vision vor Augen, den Menschen ein selbstbestimmtes und würdevolles Leben zu ermöglichen.

Weitere Informationen unter:  
[www.diakonie-darmstadt.de](http://www.diakonie-darmstadt.de)

# Das Schuldbekenntnis ist da – und jetzt?

„Viel zu lange hat auch die EKHN die Vielfalt der Geschlechter, unterschiedlicher sexueller Orientierungen, Lebensweisen und Familienmodelle nicht geachtet, sondern zu begrenzen versucht. Als Kirchenleitung und Kirchensynode bitten wir vor Gott und den Menschen dafür um Vergebung. Alle, denen wir damit Unrecht getan haben, bitten wir um Vergebung.“

Den Beschluss über das Schuldbekenntnis der EKHN gegenüber queeren Menschen bei der Frühjahrstagung der Synode im April 2023 habe ich im Livestream verfolgt. Ich hatte Gänsehaut, als queere Personen vor das Mikrofon traten und ihre Geschichten als Gläubige und Pfarrer:innen in der EKHN erzählt haben. Es sind Geschichten voller Schmerz, Widerstand und erkämpftem Glück.

Dieses Schuldbekenntnis ist ein Meilenstein. Schuld zu bekennen, ist nicht einfach. Nicht für Individuen – und erst recht nicht für eine Institution wie die Kirche, die sich im Zuge dessen eingestehen muss, der eigenen Botschaft nicht gerecht geworden zu sein!

Danke! – Danke vor allem euch, den vielen queeren Pfarrer:innen! Ohne eure jahrzehntelangen Anstrengungen wäre die EKHN heute nicht so vielfältig wie sie ist. Ohne euren Einsatz gäbe es keine gleichgeschlechtlichen Trauungen, kein Schuldbekenntnis. Ihr hattet den Mut, in die Öffentlichkeit zu gehen. Ihr habt auf Synoden, in Kirchenvorständen, auf Kirchentagen gezeigt, dass es euch gibt. Habt dafür gekämpft, dass lesbische, schwule, bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche Menschen anerkannt werden – als Mitarbeiter:innen in der Kirche, als gläubige Christ:innen, als gleichwürdige Gotteskinder. Und dafür habt ihr lange viel Häme, Verletzungen und auch Hass ertragen müssen.

Auf euren Schultern stehen wir jüngere queere Menschen in der Kirche.

Ich bin dankbar, dass ich euch als Vorbilder und Sicherheitsnetz hatte, als ich während meines Studiums mein Coming-Out hatte. Von euch zu wissen – auch ohne euch persönlich zu kennen – hat mich nie daran zweifeln lassen, dass es für mich einen Platz in der Kirche gibt, egal was andere sagen könnten.

## Verpasste Chancen

Das Schuldbekenntnis ist ein Meilenstein, der noch zu wenig Aufmerksamkeit bekommt. So sehr mich die Würdigung queerer Menschen und die Verabschiedung des Schuldbekenntnisses gefreut hat, so enttäuscht bin ich davon, wie dieser historische Moment in die Kirchengemeinden kommuniziert wurde.

Das Schuldbekenntnis wurde zu einem perfekten Zeitpunkt verabschiedet. Am 17. Mai war *IDAHOBIT, der Internationale Tag gegen Homo-, Bi-, Inter- und Transfeindlichkeit*. Ab Juni wurden in vielen großen Städten in Deutschland und weltweit anlässlich des Pride-Monats Regenbogenfahnen gehisst und tausende Menschen haben an Christopher-Street-Day-Paraden teilgenommen, um für die Rechte von queeren Menschen einzustehen.

Leider gab es zu keinem dieser Tage konkret erarbeitetes Material, um die Kirchengemeinden auf das Schuldbekenntnis aufmerksam zu machen. Auch eine zentrale Bündelung von schon vorhandenem Material wäre hilfreich gewesen. Verpasste Chancen!



**Josephine Haas**  
Spezialvikarin  
Evangelische  
Studierendengemeinde  
Mainz

» *Wir haben als Kirche queere Menschen ausgegrenzt und damit Unrecht getan. Das Schuldbekenntnis enthält auch die Verpflichtung, die bestehende Vielfalt von Geschlechtern und Lebensformen anzuerkennen und zu fördern.* «

Es war schön zu sehen, dass einzelne Kirchengemeinden die o.g. Anlässe trotzdem genutzt haben, um das Schuldbekenntnis bekannt zu machen. Sie haben Regenbogenfahnen gehisst, Andachten und Gottesdienste gefeiert.

Ich kenne aber auch Kirchengemeinden, die zurückhaltend sind. Sie wollen das Schuldbekenntnis thematisieren und queere Themen in ihre Gemeindegarbeit aufnehmen. Sie wollen mehr, als nur eine Regenbogenfahne hissen. Sie wissen, dass es nicht nur sichtbare Gesten nach außen braucht, sondern auch Impulse zu Veränderungen und geistliche Begleitung. Aber es fehlt an Ressourcen, dies umzusetzen.

Besonders für Kirchengemeinden hätte ich mir gewünscht, dass direkt nach der Verabschiedung des Schuldbekenntnisses Material vorliegt bzw. gebündelt zugänglich gemacht wird – z.B. liturgische Bausteine für Andachten und Gottesdienste, Hintergrundinformationen (wie die Broschüre „Zum Bilde Gottes geschaffen. Transsexualität in der Kirche“, 2018), Literatur-/Film-/Dokumentarfilmvorschläge, Hinweise auf Workshops zu queeren Themen, u.v.m.

Und wie großartig wäre es gewesen, wenn die EKHN jeder ihrer Kirchengemeinden eine Regenbogenfahne geschenkt hätte?

### Und jetzt...?

Mit einem Materialpaket ist es selbstverständlich nicht getan. Es ist nicht damit getan, als Kirche gegenüber queeren Menschen um „Vergebung“ zu bitten.

Vergebung kann es nur geben, wenn aus dem Bekennen von Schuld auch Konsequenzen im eigenen Handeln folgen. Dabei kommt der Kirchenleitung eine besondere Rolle zu. Die Förderung queer-sensibler Arbeit liegt in ihrer Verantwortung. Die Anstrengung, eine gastfreundliche Kirche für Menschen aller Geschlechter, aller sexueller Orientierungen und aller liebevollen Beziehungsformen zu werden, muss aufgeteilt werden und nicht allein denen überlassen werden, die einen Safe Space in der Kirche eigentlich selbst dringend brauchen.

*Das Darmstädter Mahnmahl für die Opfer des §175  
„Die Schattenseite des Regenbogens“*





Foto: Pear Design / Markus Jöckel

Pröpstin Henriette Crüwell hat beim Regenbogengottesdienst anlässlich des CSDs in Mainz 2023 klare und ermutigende Worte zum Schuldbekenntnis gesprochen: „Und ich wünsche mir – und will mich dafür von der Stelle aus, an der ich stehe, mit ganzem Herzen einsetzen –, dass das jetzt und in Zukunft unsere gemeinsame Aufgabe ist und niemand mehr den Eindruck haben muss ‚Wenn wir es nicht selber machen. Macht es keiner für uns!‘“

Als Konsequenzen aus dem Schuldbekenntnis wünsche ich mir und erwarte von der Kirchenleitung, dass sie sich bewusst macht, dass wir in der EKHN – trotz queerer Menschen in Pfarrhäusern, gleichgeschlechtlicher Trauungen, der Handreichung zu Transgeschlechtlichkeit in der Kirche und dem Schuldbekenntnis – nicht „durch sind mit dem queeren Thema“.

Ich erwarte, dass queer-sensible Arbeit in der Aus- und Weiterbildung in ihrer Breite berücksichtigt wird: Vom Theologischen Seminar über Fortbildungsangebote der Zentren der EKHN und der RPIs bis hin zur Ehrenamtsakademie. Es reicht nicht, dass queere Themen immer nur als Spezialthemen behandelt werden. Sie müssen in allen Bereichen kirchlicher Arbeit zu Querschnittsthemen werden.

Ich erwarte, dass queere Menschen verschiedener Generationen und Wirkungsbereiche in der Kirche überall strukturell beteiligt werden, wo es um kirchliche Entwicklung geht (nicht nur in der Fachgruppe Gendergerechtigkeit). Insbesondere die Stimmen von trans-, inter- und non-binären Personen müssen stärker gehört werden.

Ich erwarte, dass in der EKHN mindestens eine Fachstelle mit bezahlten Stellenanteilen geschaffen wird (wie die Stelle für queer-sensible Seelsorge in der Landeskirche Hannover und – in Reaktion auf #OutInChurch – die queer-sensible Pastoral in katholischen Bistümern), die als Ansprechpartner:in, Multiplikator:in und Koordinator:in für queer-sensible Arbeit tätig ist.

Ich erwarte, dass die Kirchenleitung öffentlich solidarisch ist und unterstützt, wo Kirchengemeinden, Pfarrer:innen und Gemeindeglieder, die queer-sensibel arbeiten, von Shitstorms und Angriffen betroffen sind. Es muss klar sein, dass ein Angriff auf Einzelne ein Angriff auf die gesamte Kirche ist.



**Friedhelm H. Wagner**  
Pfarrer  
Münchhausen  
und Wollmar

# Sechs Grundsätze des christlichen Glaubens

In jahrzehntelangen und vielfältigen Gemeindefahrungen, in Gesprächen, im Konfirmandenunterricht, in Gemeindegruppen und in Kirchengremien, habe ich eine zunehmende Sprachlosigkeit wahrgenommen, wenn es um die Inhalte des christlichen Glaubens geht. Und mit solchen Eindrücken stehe ich wohl kaum allein.

Mein Anliegen ist darum, eine Grund-Sprachfähigkeit zu vermitteln: Wie können Christ:innen (darunter auch die Konfirmandinnen und Konfirmanden) mit wenigen Worten sagen, was die entscheidenden *Grund-Sätze* unseres Glaubens sind? Es ist bekannt, dass Moslems mit den „Fünf Säulen des Islam“ eine prägnante und wohl auch prägende Zusammenfassung dessen haben, was sie glauben. So etwas vermisse ich bisher bei uns.

Nun könnte jemand einwenden, wir hätten doch das (apostolische) Glaubensbekenntnis. Und viele könnten es auswendig. Und wir hätten den lutherischen Katechismus oder den reformierten Heidelberger Katechismus. Zum ersten Einwand ist zu sagen, dass wohl kaum jemand im Gespräch oder bei Diskussionen über den Glauben das Glaubensbekenntnis rezitieren wird. Bei den weiteren Einwänden stellen sich die Fragen, wieweit denn der Katechismus überhaupt noch explizit gelehrt oder ganz oder in Teilen auswendig gelernt wird.

Ich vermute, das wird weithin nicht mehr der Fall sein. Selbst, wenn es geschähe, wäre das hier zusammengefasste Wissen über den Glauben zu umfangreich und zu wenig prägnant. Kurz und gut: Es reicht nicht aus, um den Glauben präzise und bündig auf den Punkt zu bringen!

Aus meinem Nachdenken haben sich 1 + 5 Grundsätze christlichen Glaubens ergeben, die ich hier formulieren, begründen und zur Diskussion stellen möchte. Es sind 1 + 5, weil der 1. Grundsatz im eigentlichen Sinn der Hauptsatz ist, auf den die

anderen 5 Sätze antworten. Aus den 6 Grundsätzen ließe sich auch ein religionspädagogisches Konzept entfalten. Denn jeder dieser Sätze kann mit biblischen Geschichten verknüpft werden.

## Die Sechs Grundsätze des christlichen Glaubens:

**Gott liebt mich! (und)**

**Ich glaube an Gott den Vater,**

**den Sohn und den Heiligen Geist.**

**Ich bekenne mich zu Jesus Christus.**

**Ich will Gott und die Menschen lieben.**

**Ich lebe meinen Glauben zusammen  
mit anderen Christen.**

**Ich glaube an die Auferstehung  
der Toten und das ewige Leben.**

## Gott liebt mich!

*Gott liebt mich*, das ist die angemessene Antwort auf die zugesagte Liebe Gottes. Der „liebende Gott“, das ist bereits eine wesentliche Grundaussage des Alten Testaments. Gott gibt sich als der zu erkennen, der Menschen aufsucht, ihnen nachgeht, eine Geschichte mit ihnen haben möchte und sich auch durch Ablehnung letztlich nicht irre machen lässt. Bei Hosea finden wir diese markante Aussage: *Mein Volk verharrt in der Abkehr von mir. Sie rufen zu Baal, dem Hohen, doch der richtet sie nicht auf. Wie kann ich dich preisgeben, Ephraim, dich ausliefern, Israel? Wie kann ich dich preisgeben gleich Adma und dich zurichten wie Zebojim? Mein Herz wendet sich gegen mich, all mein Mitleid ist entbrannt.* (Hos 11,7-9). Im Johannesevangelium wird dieser Ansatz dann zu Ende gedacht, wenn es dort in unüberbietbarer Klarheit heißt: *Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben* (Joh 3,16). So steht also am Anfang des (persönlichen) Glaubens keine Forderung, sondern eine Zusage. Und eigentlich reicht es aus, dies

zu hören, es sich zu Herzen zu nehmen und zu glauben, es für sich anzunehmen und zu bejahen. Doch das ist etwas, das nicht verfügbar ist. Darum bitten wir um den Heiligen Geist, der dies bewirken kann.

### **Ich glaube an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist.**

Dieser 2. Grundsatz beschreibt, wie sich die Überzeugung, von Gott geliebt zu sein, weiterentfaltet. „Ich glaube“ wird hier verstanden als die Haltung des Vertrauens und der Bindung. So wie Luther es verstand: *Was heißt: ‚einen Gott haben‘ beziehungsweise was ist ‚Gott?‘ Antwort: Ein ‚Gott‘ heißt etwas, von dem man alles Gute erhoffen und zu dem man in allen Nöten seine Zuflucht nehmen soll. ‚Einen Gott haben‘ heißt also nichts anderes, als ihm von Herzen vertrauen und glauben; wie ich oft gesagt habe, dass allein das Vertrauen und Glauben des Herzens etwas sowohl zu Gott als zu einem Abgott macht. Ist der Glaube und das Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht, und umgekehrt, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht. Denn die zwei gehören zusammen, Glaube und Gott. Worauf du nun, sage ich, dein Herz hängst und worauf du dich verlässt, das ist eigentlich dein Gott.*“ Neben die Grundhaltung des Vertrauens tritt hier noch die Aussage über das Sein Gottes, den wir Christen als Dreieinigen bekennen.

### **Ich bekenne mich zu Jesus Christus.**

Mit diesem 3. Grundsatz wird klargestellt, dass wir zu dem dreieinigen Gott Zugang haben durch Jesus Christus. Damit nehme ich Bezug auf eine Fülle neutestamentlicher Stellen (z.B.: Mt 10,32; Röm 10,9- 11; Phil 2,5- 11; 1. Joh 3,23), auf das reformatorische *solus Christus*, bis hin zur Barmer Theologischen Erklärung. Im Bekenntnis zu Christus wird zugleich die Bewusstheit und die Ernsthaftigkeit des je eigenen christlichen Glaubens bezeugt. Mit anderen Worten: Zu der Glaubwürdigkeit einer beanspruchten Glaubenshaltung gehört das Bekennen. Das wird auch an profanen Beispielen deutlich: Fußballfans bekennen sich mit Symbolen zu dem Verein, denen ihr Herz gehört. Menschen, die in Liebe einander verbunden sind, bekennen sich zum Partner oder zur Partnerin. Wäre es anders, würde ihnen niemand ihr Fan-Sein oder ihre Liebe abnehmen.

### **Ich will Gott und die Menschen lieben.**

Mit diesem 4. Grundsatz wird das aufgenommen, was Jesus als die Summe des „Gesetzes und der Propheten“ bezeichnet hat (Mt 22,36-40) und was von Paulus im Hohenlied der Liebe (1. Kor 13,1.13) prägnant entfaltet wird. Mit der Formulierung „Ich will...lieben“ wird bekundet, dass Christen darin ihre Verpflichtung sehen, sich auf diesen Weg gerufen wissen. Das beinhaltet, dass der Weg das Ziel ist. Hier findet sich auch das unverzichtbare Engagement für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung wieder.

### **Ich lebe meinen Glauben zusammen mit anderen Christen.**

In einer Zeit, in der viele den Glauben für eine Privatsache halten, wird betont, dass wir Christ:innen eine Glaubensgemeinschaft sind. Unzählige Bibelstellen unterstreichen dies – angefangen bei dem Pfingstbericht in der Apostelgeschichte (Apg 2) über den Leib mit vielen Gliedern (1. Kor 12) bis hin zu dem Haus aus lebendigen Steinen (1. Petr 2). In der Gemeinschaft der Christen wird Glaube weitergegeben, wird er gepflegt und bewahrt, kann er sich entfalten, bewähren und weiterentwickeln. Luther hat die Notwendigkeit dies zu betonen, wohl nicht gesehen. Damals hielten sich die Menschen ja auch weithin zur Kirche; wie auch immer. Und er wollte sich wohl auch abgrenzen von der (katholischen) Vorstellung der Kirche als Heilsanstalt (*extra ecclesiam nulla salus*). Darum konnte er auch bei seinen vier reformatorischen Grundprinzipien nicht noch als fünftes hinzufügen: *solus ecclesia*. In unserer so anderen Situation muss dies ausdrücklich hervorgehoben werden: Ich lebe meinen Glauben zusammen mit anderen Christen!

### **Ich glaube an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.**

Dieser 6. Grundsatz gehört unverzichtbar dazu. Denn dass dieses Leben nicht alles ist, zieht sich durch die Bibel und wird im Neuen Testament grundsätzlich mit der Auferstehung Jesu von den Toten verbunden (Joh 11,25; 1. Kor 15, u. ö.). Auch der Hoffnungsaspekt des christlichen Glaubens wird hier hervorgehoben: Christen blicken über den Horizont!



**Dr. Eberhard Pausch**  
 Studienleiter  
 Evangelische Akademie  
 Frankfurt

# Gott

## als Gebets-Nachbar

„Nah ist / und schwer zu fassen der Gott.“ Ein Satz des Dichters Friedrich Hölderlin (1770-1843), der mein Leben schon lange begleitet. Ich denke, er könnte das moderne Gottesverhältnis vieler Menschen charakterisieren. Ein weiterführender Gedanke hierzu stammt von einem anderen Dichter, der ein Jahrhundert später als Hölderlin lebte: Rainer Maria Rilke (1875-1926). Rilke schrieb im Jahr 1899 ein wunderschönes, zum Nachdenken anregendes Gedicht über Gott als den „Nachbarn“ des Menschen. Die darin zum Ausdruck kommende Sicht auf die Beziehung von Mensch und Gott hat für viele Menschen wohl auch oder sogar erst recht heute noch Gültigkeit:

### » Du, Nachbar Gott

Du, Nachbar Gott, wenn ich dich manches Mal  
 in langer Nacht mit hartem Klopfen störe, -  
 so ist's, weil ich dich selten atmen höre  
 und weiß: Du bist allein im Saal.  
 Und wenn du etwas brauchst, ist keiner da,  
 um deinem Tasten einen Trank zu reichen:  
 ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen.  
 Ich bin ganz nah.  
 Nur eine schmale Wand ist zwischen uns,  
 durch Zufall; denn es könnte sein:  
 ein Rufen deines oder meines Munds -  
 und sie bricht ein  
 ganz ohne Lärm und Laut.  
 Aus deinen Bildern ist sie aufgebaut.  
 Und deine Bilder stehn vor dir wie Namen.  
 Und wenn einmal in mir das Licht entbrennt,  
 mit welchem meine Tiefe dich erkennt,  
 vergeudet sich's als Glanz auf ihren Rahmen.  
 Und meine Sinne, welche schnell erlahmen,  
 sind ohne Heimat und von dir getrennt.



Ich kann dieses kleine lyrische Kunstwerk hier nicht vollständig auslegen. Aber ich möchte wenigstens ein paar Hinweise zu seiner Deutung geben. Es geht in diesem Gedicht um die Beziehung des Menschen zu Gott. Und sie wird anders als gewohnt gedeutet. Zwar befindet sich Gott in der „Nähe“ des Menschen („Nachbar Gott“). Und der ihn anredende Mensch „klopft bei ihm an“. Dies tut er sicherlich in Form des Gebets, der ihn suchenden Anrede. Aber Gott ist derjenige, der in seinem Saal alleine zu sein scheint und für den keiner da ist, um seinem „Tasten einen Trank zu reichen“. Fast klingt es so, als sei Gott der Einsame und Hilfsbedürftige. Und der Mensch steht bereit, um ihm zu helfen: „Ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen. Ich bin ganz nah.“

Jetzt hat das Verhältnis von Mensch und Gott sich fast umgedreht: Der Mensch ist Gott nahe und bereit, ihm zu antworten und ihm bei Bedarf „einen Trank zu reichen“. Ist das nicht befremdlich? Oder sogar Blasphemie?

Ich denke, es ist vor allem Sehnsucht. Die Sehnsucht des Menschen nach Gemeinschaft mit Gott. Die nahen Nachbarn sind nämlich getrennt durch eine dünne, schmale Wand. Diese ist aber überwindbar, wenn einer der beiden Nachbarn bereit ist, den anderen zu rufen:  
 „Nur eine schmale Wand ist zwischen uns, /  
 durch Zufall; denn es könnte sein: /  
 ein Rufen deines oder meines Munds - /  
 und sie bricht ein /  
 ganz ohne Lärm und Laut.“

# Rainer Maria Rilke

1875 – 1926

Sowohl Gott selbst als auch der Mensch können somit durch ihr „Rufen“ (welchen Inhalt sollte dieses haben? in welcher Lautstärke sollte es geschehen?) die schmale Wand überwinden. Dann werden sie beieinander sein, der Mensch bei Gott und Gott beim Menschen.

Rilke fährt dann noch fort, zu erläutern, aus welchen Elementen die Trennwand besteht: „Aus deinen Bildern ist sie aufgebaut“. Welche Bilder sind damit gemeint? Die Gottesbilder, also die Bilder, die Menschen sich von Gott machen? Sind sie das Trennende? Oder sind die Symbole und Metaphern der biblischen und christlichen Bildsprache gemeint? Oder aber die Kunstwerke, in denen Menschen zu je ihrer Zeit sich Gott den Schöpfer, Jesus Christus und den Heiligen Geist gegenüberwärtigen wollten und wollen?

Die trennenden Bilder aber werden überwunden dadurch, sagt die nächste Strophe, dass im Menschen selbst ein „Licht entbrennt“, das die Erkenntnis Gottes ermöglicht und sich zugleich als Glanz auf dem Rahmen dieser Bilder „vergeudet“.

Dieses Licht schaltet die menschlichen Sinne gleichsam aus. Rilke scheint mir hier – ohne dies hier weiter begründen oder ausführen zu können – von dem inneren Licht zu sprechen, das der Mystik zugeschrieben wird. Der Dichter mag sich somit nach einer mystischen Erfahrung sehnen, die ihm Einheit mit Gott beschert. Dann muss er allerdings seine Sinne zurücklassen. Denn auch das Einswerden mit Gott kostet seinen Preis.

Ob es uns Menschen aber überhaupt möglich ist, von uns aus die Trennwand zu überwinden? Ist es nicht Gott in seiner Selbstoffenbarung überlassen, die Wand zu beseitigen? Es bleibt das Gefühl, das schon die erste Strophe ganz ausfüllt: Gott ist da, er ist uns ganz nah, und wir sind ihm nah, getrennt zwar, aber voller Sehnsucht, dass die Trennung überwindbar sein möge. Rilke beschreibt hier die Ausgangslage eines mutigen, gleichsam eines „konkaven“ Gebetes: Ich, lieber Nachbar Gott, ich möchte zu dir kommen. Vielleicht aber sehnst du dich ja genauso nach mir, wie ich mich nach deiner Nähe sehne! Vielleicht kommst also du zu mir?!?

Ich schließe meinen kleinen Deutungsversuch mit den Fragen: Beten wir konkav oder beten wir konvex zu Gott? Und sehen wir ihn auch heute noch als unseren „Nachbarn“? Ganz im Einklang mit Rilke scheint mir ein Vers von Nelly Sachs (1891-1970) zu sein: „Gott ist ein Gebet weit von uns entfernt“ – und ihr an anderer Stelle platzierter lyrischer Hinweis auf die „Gottdurchlässigkeit“ des gesegneten Wortes.

*Rainer Maria Rilke, wie sein Freund, der ukrainische Künstler Pasternak, ihn gemalt hatte.*





**Dr. Klaus Neumeier**  
Pfarrer & Vorsitzender  
Synodaler Ausschuss  
Kommunikation  
Gemeindeentwicklung  
Bad Vilbel



**Kerstin Peiper**  
Pfarrerin & Vorsitzende  
Synodaler Theologischer  
Ausschuss  
Steinbach

# Neubau bei laufendem Betrieb

## Offenes Wort an die Kirchenleitung

„Wer diese Worte von mir hört und sie befolgt, ist wie ein kluger Mann: Er baute sein Haus auf felsigem Boden...“ (Mt. 7,24). Die EKHN ist mitten im Strukturprozess ekn2030, aber was ist das eigentlich: Ein Umbau der Kirche? Ein Abriss, wie manche meinen? Ein Neubau, wie einige hoffen? Unser Eindruck ist, dass die meisten einen Umbau der Kirche sehen. Vor Ort erleben wir es anders: Kirche wird neu gebaut.

„Meine Kirche, mein Pfarrer, meine Gemeinde“ – das Prinzip der Parochialgemeinde aus vor allem dem 19. Jahrhundert gilt nicht mehr. Gemeinden finden sich neu zusammen in Nachbarschaftsräumen, in professionsübergreifenden Verkündigungsteams, mit inhaltlichen Konzepten für den ganzen Raum, mit gemeinsamer Gebäude- und Verwaltungsverantwortung. Das ist kein Umbau, das ist ein Neubau der Basisebene mit Nachbarschaftsräumen, Personal- und Anstaltsgemeinden unserer Kirche – und gemäß Kirchenordnung ist diese Ebene konstitutiv für die Gesamtkirche! Es wird vor Ort nur gehen mit neuen Visionen, neuen (Leit-)Bildern, neuen Konzepten für wirklich alles! Dies ist unabdingbar, wenn verschiedene Traditionen und Frömmigkeitsformen zusammenkommen, unterschiedliche Stile und Arbeitsformen. Ja, manch Gutes und Zukunftsweisendes aus der Vergangenheit wird übernommen werden können. Aber es ist und wird zunehmend klar, dass wir vor Ort „Kirche neu bauen“ – von Grund auf. Hoffentlich bauen wir auf Fels; das werden die Nachkommen beurteilen müssen.

Für die Gesamtkirche der EKHN bedeutet dies, dass das Basisstockwerk der Kirche völlig neu gebaut wird. Wir befinden uns in einer Transformation. Vor Ort wird in größeren Einheiten die „Kirche nah bei den Menschen“ neu erfunden, mitglieder- und zugleich gemeinwesenorientiert. Ja, diese Zielperspektiven helfen beim Finden neuer Visionen für die Kirche vor Ort (mehr als die blumige Rede von „Licht und Luft zum Glauben“). Kirche ist nah bei den Menschen in Gemeinden, in evangelischen Kitas und Familienzentren, im Religionsunterricht, in der (Spezial)Seelsorge. Es wird gut sein, vieles davon in den neuen Nachbarschaftsräumen zu integrieren, ganz sicher mehr als in den bisherigen Parochien. Und auch die Handlungsfelder der Kirche wie Verkündigung, Bildung, Seelsorge und Diakonie werden noch viel mehr als zuvor im neuen Nachbarschaftsraum in gemeinsamer Verantwortung gelebt werden.

### Wenn Kirche so vor Ort ganz neu gebaut wird, dann hat dies Auswirkungen:

1. Die Nachbarschaftsräume müssen in die Lage versetzt werden, die neuen inhaltlichen und strukturellen Aufgaben leisten zu können; und das auch mit weniger hauptamtlichem Personal in den Verkündigungsteams und zunehmend schwieriger zu motivierenden ehrenamtlich Mitarbeitenden.
- Es wird nicht gehen ohne eine hauptamtliche Geschäftsführung mit voller Stelle in jedem Nachbarschaftsraum, um die Vorstände und Vorsitzenden sowie die Hauptamtlichen in den Verkündigungsteams zu entlasten. Sie müssen durch Stellenverlagerung aus dem Bereich der Regionalverwaltungen generiert werden.

- Es wird nicht gehen ohne die substanzielle (!) Vereinfachung aller innerkirchlichen Abläufe: Genehmigungen, Finanzflüsse, Beteiligungsformen... Wir sind nicht mehr Volkskirche und staatsanaloge Behörde! Wir brauchen viel mehr Pragmatismus im Verwaltungshandeln, damit Transparenz und damit (Finanz)Verantwortung vor Ort überhaupt wieder gewährleistet werden. „Kirche“ muss viel einfacher gehen; und das tut sie in fast allen Bereichen der Welt auch, es ist an uns davon zu lernen.
- Und schließlich müssen die offenen rechtlichen Fragen schnellstmöglich geklärt werden, weil vor Ort das Neue bereits entsteht: Wie ist das mit den Pfarrpersonen und anderen Berufsgruppen in den Leitungsgremien? Was wird aus der bisherigen Inhaberschaft von Pfarrstellen? Wie wird angesichts von Pfarrhausabgaben die Präsenzpflicht gewährleistet? Wie werden die ev. Kitas neu aufgestellt und die dafür notwendigen Verhandlungen gebündelt?...

2. In den Stockwerken über dem Nachbarschaftsraum-Basisstockwerk kann es nicht bei ein wenig Neuanstrich oder dem Schließen eines Zimmers bleiben. Wenn Kirche an der Basis neu gebaut wird, dann muss alles darüber ebenfalls wirklich neu gebaut werden. Die neue Basisstruktur bedingt die notwendigen Strukturen der zweiten und dritten Ebene.

Deswegen:

- Wenn wir statt über 1.000 Kirchengemeinden rund 160 Nachbarschaftsräume haben, dann muss das Veränderungen in den Dekanaten mit sich bringen. Weniger als zuvor sind sie für die inhaltliche Gestaltung kirchlicher Arbeit erforderlich. Mehr denn je sind sie wichtig als innerkirchliche Organisationsebene und Anstellungsträger nicht zuletzt für viele ev. Kitas. Zusammen mit den – wegen veränderter Abläufe deutlich schlankeren – Regionalverwaltungen bilden die Dekanate das neue (!) zweite Stockwerk. Dabei erscheint uns die Anzahl von Dekanaten und Regionalverwaltungen zweit-rangig, solange sie einheitlich und so schlank wie nur möglich arbeiten und vor allem den neuen und von allen gewollten Nachbarschaftsräumen zuarbeiten. Denkbar wären bspw. Geschäftsführende Personen, die vor Ort die Beratung der Kirchenvorstände übernehmen sowie ihre Expertise bei Finanzen und Baufragen lokal und rechtskonform einbringen.



# Wo ist die Gemeinde?

- Und ebenso muss das dritte Stockwerk des neuen Kirchenhauses neu und schlank gebaut werden: Die Gesamtkirche mit dem, was zur Unterstützung guter Arbeit vor Ort unerlässlich ist und was nicht in ein EKD-Dachgeschoss ausgelagert werden kann, bzw. eine spezifische Kompetenz die gesamtkirchlich genuin für die EKHN vorgehalten werden muss.
- Das EKD-Dachgeschoss gilt es so auszubauen, dass die Basisunterstützung mit Materialien und digitalen Angeboten und Fortbildungen zentral für alle organisiert wird. So ist auch hier die Struktur zu verschlanken: Was braucht jede Landeskirche für sich, bzw. könnte auch eine Zusammenarbeit unabhängig von der EKD durch ein Miteinander verschiedener Landeskirchen möglich sein? Und vor allem: Warum ist der Weg zu Kirchenfusionen bislang nur im Norden und Osten Deutschlands möglich? Ja, es müssten Traditions- und Kulturunterschiede überwunden werden, das gilt jedoch in den Nachbarschaftsräumen auch! Aber es ist uns bewusst, dass die EKHN hier nur Impulsgeber sein kann. Bisher denken wir dies in Richtung EKKW, genauso könnte man jedoch auch mit der EKIR, Pfalz oder auch EKIB ins Gespräch kommen.
- Eine zusätzliche Ebene ist nicht vertikal, sondern als Querschnittsthema durch alle Überlegungen und Umsetzungen hindurch zu denken. Digitale Angebote und Prozesse sind auf allen Ebenen notwendig und möglich. Hierzu muss ein Stabsbereich neu gegründet und aufgestellt werden. Die Kernfrage ist bei diesen Überlegungen nicht was machbar ist, sondern was nötig, sinnvoll und zukunftsweisend ist. Man wird bei Strukturen sparen müssen und muss zugleich neue Strukturen ermöglichen, ohne Einsparziele aus dem Blick zu verlieren.

„Auf Fels bauen“: Dies gilt für die neuen Nachbarschaftsräume mit neuen Visionen und Leitbildern. Es gibt keine Alternative dazu, dass diese vor Ort entwickelt und Schritt für Schritt gelebt werden. Dabei ist völlig klar, dass nicht nur gemäß der beschlossenen Gesetze Personal und Gebäude in großem Umfang eingespart werden, sondern dass bei Personal und Zuweisungen der Einsparumfang kontinuierlich anhand der schneller zurückgehenden Kirchenmitgliedschaft ansteigt. Dies zusätzliche Sparen geschieht im Basisstockwerk automatisch!

Es muss aber für die Stockwerke zwei und drei ebenso gelten. Und eben weil das so ist, braucht es nicht nur die Rede von einer „Kirche mit leichtem Gepäck“, sondern dessen Umsetzung beim Neubau des Hauses, damit es nicht in zehn oder zwanzig Jahren zu heute vermeidbaren Statikproblemen kommt.

Der Prozess ekn2030 soll bis in sieben Jahren die EKHN für den Zeitraum bis 2060 gut aufstellen (siehe „Freiburger Studie“ über die – inzwischen schon überholte – Prognose der Mitgliedschaftszahlen). Es ist für uns keine Frage, dass auch in den EKHN-Stockwerken zwei und drei mutig und radikal neu gebaut werden muss wie im Basisstockwerk.

In diesem Sinne erwarten wir von der von uns gewählten und beauftragten Kirchenleitung zügig ein umfassendes inhaltliches und finanzielles Gesamtkonzept für die Konstruktion der EKHN-Stockwerke zwei und drei und diverse Konkretionen für das Basisstockwerk, in dem bereits intensiv am Neubau gearbeitet wird. Dafür kann es nötig sein ein Moratorium von zwölf Monaten für den bisherigen Prozess 2030 auszurufen, damit danach zügiger und tiefgreifender neue Strukturen in der Synodaldebatte Raum finden.



# Bürgerräte – interessant auch für die Kirche?



**Henning von Vieregge**  
Publizist  
Mainz

H.v.V.: Bürgerräte sind zufallsbasiert durch Auslosen zusammengesetzt, zwischen 40 und 200 Bürger und Bürgerinnen, die sich einem Thema widmen. Ist das eine zutreffende Definition?

H.-P.M.: Ja, so ungefähr kommt es hin. Jedenfalls in der aktuellen Debatte. An sich verbergen sich viele unterschiedliche Varianten unter dem Oberbegriff „Bürgerrat“, sie unterscheiden sich in Größe, Ziel und Zusammensetzung oder auch dem Ablauf.

Ich wundere mich, dass eine Idee, die in den 90er Jahren unter „Planungszelle“ gelaufen ist, damals recht bekannt und auch erprobt, dazwischen offenbar in Vergessenheit geraten war und jetzt wieder aufgetaucht ist. Haben Sie eine Erklärung?

Ich glaube einfach, die Zeit ist jetzt reif. Wir erkennen zunehmend, dass wir die großen gesellschaftlichen Probleme nur im Miteinander der verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche erörtern und dadurch lösen können. Deswegen ist die Politik jetzt auf den Bürgerrat als eines von vielen anderen möglichen Modellen gekommen.

Ist die Kluft zwischen Bürgern und Politik möglicherweise größer geworden und muss man etwas tun, um das Vertrauen wechselseitig wiederherzustellen?

Ja, gegenseitiges Vertrauen ist ein großes Thema. Es muss zwischen den Wahlen Möglichkeiten geben, der Politik zu spiegeln, was ihre Wählerschaft zu bestimmten Themen wirklich denkt. Dafür sind Umfragen wenig geeignet,

aber Bürgerräte schon eher, weil hier gemeinsam diskutiert wird und Lösungsvorschläge erarbeitet werden.

Es gibt Einwände gegenüber Bürgerräten: Anhänger einer repräsentativen Demokratie fürchten, dass diese Schaden nimmt. Was sagen Sie dazu?

Das kann man eigentlich nur behaupten, wenn man nicht weiß, was ein Bürgerrat ist. Bürgerräte treffen ja keine Entscheidung, sie nehmen keinem Parlament irgendeine Entscheidung ab. Sie sind eher eine spezifische und besonders effiziente Art der Anhörung. Warum aber in aller Welt sollten sich Politikerinnen und Politiker dagegen sperren, ihrer Wählerschaft zwischen Wahlen zuzuhören? Ist das die Einstellung „Lasst mich in Ruhe, ich will machen was ich will“? Das wäre ein merkwürdiges Verständnis von Repräsentation.

Und wenn die Bürgerräte bei ihren Beratungen zu ganz anderen Ergebnissen kommen als Politik, Verwaltung und Lobbygruppen?

Dann müssen die halt damit leben können. Aber das eigentliche Problem liegt woanders: ▶

*Hans-Peter Meister leitet das von ihm gegründete gemeinnützige Bürgernetzwerk für systematische Bürgerbeteiligung.*



Foto: [www.buergernetzwerk.de](http://www.buergernetzwerk.de)

# www.buerger

Bei den meisten Themen lassen sich grob geschätzt 80% der sogenannten Konflikte leicht auflösen, wenn man die Leute, also Wählerinnen und Wähler, miteinander reden lässt.

Das Problem ist oft, dass Lobbygruppen auf die verbleibenden 20% fixiert sind, weil sie irgendwelchen eigenen Interessen entsprechen. Dann versuchen sie, den gesamten Entscheidungsprozess zu blockieren. Ein Bürgerrat dagegen konzentriert sich auf das, was Konsens ist und könnte der Politik helfen, wenigstens mal diese 80% anzugehen statt auf die 100%ige Lösung zu warten.

Auf der Homepage „Bürgerrat.de“ sind an die 100 Einzelfälle allein auf lokaler Ebene aufgeführt, die laufen oder abgeschlossen sind. Es bewegt sich also etwas, aber Sie plädieren dafür, dass noch sehr viel breiter angesetzt werden sollte.

Guter Klimaschutz ist ein Beispiel dafür, dass es sachlich gar nicht anders geht als auf diesem Weg der Bügereinbeziehung. Klimaneutralität bis 2035 kann man nicht von oben verordnen. In unserer modernen Gesellschaft geht das schon gar nicht. Der Staat braucht auf allen seinen Ebenen die Akzeptanz und die Mitwirkung von Bürgerinnen und Bürgern und Zivilgesellschaft. Ja, und deshalb plädiere ich für eine flächendeckende Ausweitung von Bürgerräten oder Bürgerbeteiligung.

Damit sind wir beim Bürgernetzwerk ([www.buergernetzwerk.de](http://www.buergernetzwerk.de)).

Ja, denn das Bürgernetzwerk ist ein Angebot an alle, denen es um die Lösung gesellschaftlicher Probleme geht - um ein fruchtbares Miteinander von Politik, Verwaltung, Bürger und Zivilgesellschaft. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer wählen die Themen selbst. Das reicht von Klimaschutz, über Innenstadtentwicklung, generationenübergreifenden Wohnkonzepten und Nachbarschaftshilfe, bis hin zu Digitalisierung für Senioren und im ländlichen Raum, um nur eine Auswahl zu benennen. Das Bürgernetzwerk ist keine Bürgerinitiative für eines dieser Themen, sondern das Dach, unter dem sich Interessierte an einer Problemlösung zusammenfinden können.

Also ist der Bürgerrat nun der „Stein der Weisen“ oder nicht?

Bürgerräte sind ein Schritt in die richtige Richtung aber nicht der Stein der Weisen. Insbesondere aus folgenden drei Gründen sehe ich Nachbesserungsbedarf: Erstens macht dieser Fetisch Repräsentativität, also das zufällige Auslosen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer die ganze Sache sehr komplex, teuer und aufwändig. Der zweite Punkt ist das Problem, dass nach der Beratung die Bürgerräte einfach auseinanderfallen, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sich nicht mehr sehen und sich nicht mehr zusammen für die Umsetzung ihrer Ergebnisse einsetzen können. Drittens ist die Vorgabe des Themas oft kritisch: es kann sehr eng vorgegeben werden und die Moderation muss dann vieles von dem ausklammern, was aber ein Anliegen der Bürgerinnen und Bür-

# netzwerk.de

ger ist und eigentlich auch zum Thema dazu gehört. Ein Beispiel: Ein Bürgermeister setzt einen Bürgerrat zum Thema Gestaltung des Marktplatzes ein. Aber die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind sich einig, dass das viel zu kurz gegriffen ist und man stattdessen über die gesamte Innenstadtentwicklung reden muss – was natürlich auch Sinn macht. Diese drei Punkte sind wesentliche Schwächen im Konstrukt Bürgerräte – jedenfalls wie sie derzeit zumeist konzipiert werden.

Was ist für Sie der entscheidende Vorzug dieser Entwicklung zu mehr Bürgerbeteiligung?

Wir brauchen andere Formen des Zuhörens und der Vergewisserung, was eigentlich in der Gesellschaft gedacht wird. Die Politik sollte eigentlich total dankbar sein, weil sie einen wunderbaren Spiegel kriegt. Fast immer werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehr konstruktiv und arbeiten gerne auch an der Umsetzung der erarbeiteten Lösungen mit.

Kommen wir zur Frage, wer eigentlich Bürgerräte initiieren kann. Bisher haben wir nur von staatlichen Stellen gesprochen. An anderer Stelle haben Sie ausgeführt, dass auch Servicegesellschaften wie Rotary, Kirchen oder Verbände diese Funktion haben könnten. Wie stellen Sie sich das vor?

Warum sollen denn nur staatliche Institutionen die einzigen sein können, die Bürgerräte anstoßen und begleiten? Würde es nicht guter deutscher Ordnungspolitik entsprechen, wenn

der Staat diese Aufgabe delegiert an andere Institutionen? Oder wenn ein Wettbewerb entsteht, wer das Instrument Bürgerrat besser, effizienter und vor allem wirksamer einsetzt? Um konkret zu werden: Serviceclubs wie Rotary, eine Kirchengemeinde oder ein Verband können auch einen Bürgerrat initiieren und die Bürgerschaft einladen, gemeinsam gesellschaftliche Probleme anzugehen. Natürlich sollten dann auch Politik und Verwaltung einbezogen werden, denn am Ende geht es doch um die Kooperation.

Könnte das Instrument auch innerorganisatorisch eingesetzt werden? Also ergänzend zu den Gremien offene Gruppierungen, moderiert, auf allen Ebenen der Organisation?

Selbstverständlich ist das, was wir hier als gesellschaftliches Konstrukt diskutiert haben, auch innerorganisatorisch umsetzbar. Unternehmen, also große Organisationen, haben viele ähnliche Verfahren erprobt, weil sie feststellten, dass oft die rechte Hand nicht mehr weiß, was die linke macht und umgekehrt. Auch ist in großen Institutionen der Mangel an Kooperation ein Thema – das Problem der „Versäulung“ und die Kernfrage, wie bricht man das auf. Eigentlich immer, wenn eine Organisation ihre Basis mitnehmen möchte. Also eine Kirchengemeinde ihre Gemeindeglieder, ein Verband oder ein Rotaryclub seine Mitglieder oder ein Unternehmen seine Mitarbeiter, dann sind Verfahren wie beim Bürgerrat ein guter Weg. Auch wenn man dann einen anderen Namen nehmen würde.

# Halima Gutale



**Sie sind Flüchtlings- und Integrationsbeauftragte des Magistrats einer südhessischen Stadt (Pfungstadt). Mit welchen Herausforderungen kämpfen Sie aktuell?**

Flucht, Migration und Integration sind meine Aufgabenbereiche als Integrationsbeauftragte der Stadt Pfungstadt. Integration ist ein komplexer Prozess, der nur schrittweise vollzogen werden kann. Er erfordert gemeinsame Anstrengungen und die Anpassungsfähigkeit von Flüchtlingen und der Gesellschaften in rechtlicher, wirtschaftlicher, soziokultureller und zivilpolitischer Hinsicht. Die Ankunft in einem fremden Land bedeutet für Geflüchtete, sich in einer neuen Umgebung mit fremden Abläufen und Verhaltensweisen zurechtfinden und eine neue Sprache zu lernen. Besonders unbegleitete minderjährige Flüchtlinge und Frauen fühlen sich oft allein gelassen und überfordert. Sie benötigen besondere Unterstützung.

Das Hauptproblem für Geflüchtete ist, dass ihr Rechtsstatus unklar ist, dass sie in großen Unterkünften oft isoliert sind und keine Wohnung finden. ProAsyl fordert die Aufhebung von Wohnsitzauflagen, weil das die Integration fördert. Warum soll nicht jemand von Pfungstadt nach Frankfurt ziehen, wenn er dort einen Arbeitsplatz oder eine Wohnung hat? Das wird oft zu stark reguliert. Als Kommunalbeauftragte, Vereinsvorsitzende und Vorstand von ProAsyl fordere ich, dass diese Wohnsitzauflage aufgeben wird.

Um sich besser integrieren zu können, müssen Geflüchtete Schutz vor Diskriminierung und Rassismus finden. Menschen können nicht überall in Deutschland zugewiesen werden, z.B. nicht dort, wo Stimmungsmache der AfD, Montagsdemos

» Soziale Realitäten dürfen nicht ausgeblendet werden. Wir müssen uns mit Hierarchien und Machtverhältnissen auseinandersetzen und bereit sein, Routinen zu hinterfragen und Räume für BIPOC zu schaffen. Unsere Gesellschaft muss zusammenwachsen. «

und rechte Hetze stattfinden. Darüber hinaus sind der Umgang mit den Behörden, die Verwaltungsabläufe und die fremde Sprache hohe Hürden. Viele Geflüchtete haben schlechte Erfahrungen mit Behörden und deren Mitarbeiter:innen gemacht und das Vertrauen verloren. Gerade Migrant:innen leiden besonders stark unter ihnen unbekanntem Lebenssituationen, werden häufig als Menschen zweiter Klasse behandelt.

Was mich als Aktivistin und Vereinsvorsitzende von Halima aktiv für Afrika „HAFA“ e.V. beschäftigt, ist wie die Europäische Union einen Unterschied zwischen Flüchtenden macht und wie sie mit Menschen aus dem Globalen Süden umgeht. Das macht mich traurig und hilflos. Wir (wie auch ProAsyl) begrüßen die große Hilfsbereitschaft, allerdings mussten auch wir auf die Militarisierung der EU-Außengrenzen, illegale Pushbacks und Rassismus an den Außengrenzen hinweisen.

Geflüchtete kämpfen täglich ums Überleben und stellen Fragen, die mich manchmal überfordern.

### Wie würde eine gute Aufnahmestruktur in einer Stadt oder einem Dorf aussehen?

Es müssen einige Schlüsselemente vorhanden sein: Sicherheit bzw. Schutzräume; ein klares Bekenntnis von Solidarität seitens der Politik, Kirchen und Zivilgesellschaft; Sprachkurse, Wohnungen und soziale Unterstützung, Zugang zum Arbeitsmarkt und kulturelle Aktivitäten. Wichtig bleiben Hilfen der hier Lebenden für Neuankömmlinge. Die Integration in den Arbeitsmarkt gelingt zudem viel besser, wenn die Menschen hier Angehörige, Freunde und Bekannte haben. Das sehen wir am Beispiel der Menschen aus der Ukraine.

### In unserer Gesellschaft ist eine Zunahme von Gewalt im Alltag – nicht zuletzt in der Sprache – die BIPOC\* sehr viel häufiger betrifft, zu erleben.

Wir müssen akzeptieren, dass Diversität eine gesellschaftliche Realität ist, auch Diskriminierung und Rassismus. BIPOC\* brauchen geschützte Empowerment- und Reflexionsräume, damit sie sich über ihre Rassismus Erfahrungen, sowie Handlungsstrategien für den Umgang austauschen und stärken können. Das haben bestehende Strukturen bis jetzt nicht hergegeben. HAFA e.V. ist es ein besonderes Anliegen, solidarisch mit den von Rassismus betroffenen Menschen und Menschenrechtsakteur:innen zu sein und sich gemeinsam für eine gerechte Gesellschaft einzusetzen.

Ich setze mich für soziale Gerechtigkeit und Gleichberechtigung aller Migrant:innen ein, sowohl beruflich als auch privat. Ich organisiere und unterstütze Bildungs- und Sensibilisierungsmaßnahmen, um das Bewusstsein für Rassismus und Diskriminierung zu schärfen. Dies kann die Teilnahme an Workshops und Schulungen oder die Unterstützung von Bildungsinitiativen umfassen, die darauf abzielen, Vorurteile abzubauen und Empathie zu fördern.

Die Zunahme von Gewalt und Diskriminierung in unserer Gesellschaft erfordert aber eine kollektive Anstrengung, um Veränderungen herbeizuführen. Die sozialen Realitäten dürfen nicht ausgeblendet werden. Wir müssen uns mit Hierarchien und Machtverhältnissen auseinandersetzen und bereit sein, Routinen zu hinterfragen und Räume für BIPOC\* zu schaffen. Unsere Gesellschaft muss zusammenwachsen.

\* Abk. für Black People, Indigenous People and People of Colour.  
Deutsch: Schwarze und Indigene Menschen und farbige Menschen.

## Buchempfehlung



**Prof. Dr. Werner Zager**  
Theologe und Autor  
Worms

Eberhard M. Pausch:  
**Raubtierzeiten.**  
Auf der Suche nach dem gerechten Frieden,  
Ev. Akademie Frankfurt,  
2023, 130 Seiten,  
ISBN 978-3-00-075781-5



Mit dem am 24. Februar 2022 begonnenen Krieg Russlands gegen die Ukraine sind dem Autor zufolge „Raubtierzeiten“ angebrochen, in denen Drohnen, Marder und Leoparden Tod und Verderben bringen. Im Anschluss an die EKD-Friedensdenkschrift von 2007 plädiert Eberhard Pausch, Studienleiter für Religion und Politik an der Evangelischen Akademie Frankfurt, für die „Lehre vom gerechten Frieden“, deren Kurzformel lautet: „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein.“ (S. 54)

Im Sinne dieser Lehre kann als ultima ratio militärisches Handeln notwendig werden, das jedoch den Kriterien der „Ethik rechtserhaltenden Gewalt“ genügen muss. Diese stehen „in Kontinuität mit den Kriterien des gerechten Kriegs“ (S. 55). Das dem Andenken Martin Stöhrs gewidmete Buch enthält zu Beginn einen Nachruf auf Stöhr als „Brückenbauer zwischen Religionen und Kontinenten“, einen Beitrag über die „emotionalen Grundlagen des Antisemitismus“ sowie Thesen, wie politisch Kirche sein kann oder muss. Darauf aufbauend, folgen Aufsätze und Predigten, die seit Kriegsbeginn entstanden sind. Während die Aufsätze friedensethische und -politische Fragen angesichts des Ukrainekriegs behandeln, klingt die Friedenthematik in den Predigten an. Insgesamt vermittelt Pausch einen Durchblick durch die evangel. Friedensdebatten seit 1945. Fazit: Es lohnt sich, sich mit dem Autor auf die „Suche nach dem gerechten Frieden“ zu begeben.

## Buchempfehlung



**Kurt-Helmuth Eimuth**  
Publizist  
Kiel

Vanessa Rau/  
Mahayar Nicoubin  
(Hrsg.)  
**Religionsverfassungsrecht revisited**  
BpB, Bonn 2023



Noch bläst den Kirchen der Wind nicht kräftig ins Gesicht. Doch hie und da ist eine kräftige Windböe zu spüren. Die Ampel will nun mit der Ablösung der Staatsleistungen an die Kirchen, immerhin 500 Millionen jährlich, ernst machen. Es sind Ausgleichszahlungen für die Enteignung von Kirchenbesitz während der Säkularisierung. Schon die Weimarer Verfassung forderte eine Ablösung. Dass dies bis heute ausblieb, zeigt, wie schwierig die Umsetzung dieses Projekts ist. Die Kirchen stehen dem Anliegen offen gegenüber, möchten aber eine angemessene Entschädigung. Auch die Kirchensteuerfinanzierung ist in der Diskussion. Lieb gewordene Selbstverständlichkeiten sind in der stärker säkularisierten Gesellschaft nicht mehr selbstverständlich.

Vor diesem Hintergrund hat die Bundeszentrale für politische Bildung einen Sammelband zum Religionsverfassungsrecht in Deutschland publiziert. Es geht um das Verhältnis von Staat und religiösen Gemeinschaften. Es beleuchtet das deutsche Kooperationsmodell zwischen Staat und Religionsgemeinschaften und warum es

nicht eine strikte – etwa laizistische – Trennung wie in Frankreich gibt.

Interessant, dass aufgrund wachsender Diversifizierung – auch der religiösen Landschaft – die Wissenschaft nicht mehr von einem Verschwinden der Religion ausgeht, sondern von einer veränderten Rolle, Bedeutung, Funktion und Formation der religiösen Gemeinschaften. Folgerichtig spricht man von einem Zeitalter der Post-säkularität.

Ganz besonders interessant ist der Beitrag von Thomas Großbölting, der von einer „Hinkenden Trennung“ von Staat und Kirche spricht. Die formale Trennung von Staat und Kirche geht mit einer großen Nähe einher, die in einem hohen Maße historisch gewachsen sei. Den Status der Körperschaft des öffentlichen Rechts nennt er einen „rätselhaften Ehrentitel“. Dadurch habe man sich vom französischen Modell abgrenzen können. Die Verfassung der DDR habe zwar die Religionsfreiheit grundsätzlich garantiert, sei aber doch darauf bedacht gewesen, den Einfluss der Kirchen zu begrenzen. Großbölting plädiert dafür, den Status der Körperschaft des öffentlichen Rechts zu überdenken, da er die Gleichbehandlung aller Religionen verhindere oder doch zumindest hohe Hürden aufbaue.

Grundsätzlich spricht für ihn nichts gegen das kooperative Modell, wenn alle Religionen gleich behandelt würden und auch die Rechte der Nichtreligiösen beachtet würden.

# Schluss mit Shopping



**Michael Herl**  
Theatermacher  
und Autor  
Frankfurt

Eigentlich wäre ja mit dem Begriff „Shopping“ schon alles gesagt. Denn wie so viele Anglizismen beschreibt er eine Übertreibung einer Tätigkeit, für die das deutsche Wort nicht ausreicht. So ist zum Beispiel mit „Hiking“ etwas Schweißtreibenderes gemeint als wandern, wer „chillt“, tut Spannenderes als sich nur auszuruhen, „Kidnapping“ bringt zur Dramatisierung gleich ein Kind mit ins Spiel, auch wenn es sich um eine dröge Entführung handelt, und wer „entertaint“, verspricht Gewaltigeres als die deutsche Unterhaltung – auch wenn er nur dumme Witze erzählt, über die keine Sau lachen kann.

So versteht es sich, dass ein „Comedian“ etwas Prickelnderes suggeriert als ein tumber Komiker. Was für ein Quatsch das ist, versteht man, wenn man das Dummgesabbel eines Mario Barth mit der Genialität eines Heinz Ehrhard vergleicht. So meint natürlich auch „Shopping“ etwas viel Gigantischeres als einkaufen.

Als Kind lebte ich in Italien, und meine Mutter ging oft mit mir in einen winzigen „Alimentari“, ein Lebensmittellädchen. Dabei beobachtete ich häufig, wie gegen Mittag alte Frauen etwas Parmesankäse fürs Mittagessen kauften. Der Parmesan wurde frisch gerieben und in ein Pergamenttütchen gefüllt. Er kostete nur wenige Lire, war aber ein Luxusartikel, den viele Leute sich nur grammweise leisten konnten. War also der Kauf von zehn Gramm Käse auch „Shopping“?

Oder meine Oma, daheim in der Pfalz. Sie ging manchmal zum Metzger und kaufte „ein Viertel Hausmacher“ fürs Abendessen. Ein Viertel, das meinte ein Viertelpfund, also 125 Gramm, sprich 62,5 Gramm Leberwurst und 62,5 Gramm Blutwurst. Mehr konnte oder wollte man sich nicht leisten. War das etwa auch „Shopping“?

Shopping meint also mehr als nur den Erwerb von Gütern. Denn denkt man darüber nach, fallen einem Attribute wie Maßlosigkeit ein, Überfluss, Protzerei und natürlich auch Wohlstandsgesellschaft. Wenn einem langweilig ist, geht man Geld ausgeben. Ein netter Zeitvertreib – mit dem es allerdings zusehends vorbei ist. Selbst im reichen Frankfurt haben immer mehr Leute nicht die Mittel zum stundenlangen Flanieren mit gleichzeitigem Erwerb von Unnötigem. In der Provinz ist das schon länger so, die vielen Leerstände in den Innenstädten zeugen davon.

Das ist Realität, und so wird es auch bleiben. Es wird kein Zurück geben, bestenfalls ein Anders. Und das wird ohne Wachstum auskommen müssen, auch wenn das noch so oft von Freidemokraten und Christsozialen herbeigebetet wird.

Wachstum ist ein Relikt, und das ist gut so. Wir sind viel zu lange viel zu stark gewachsen – naturgemäß auf Kosten anderer. Und wenn es nun mit der maßlosen Shopperei vorbei ist, lohnt es sich, über Reaktionen nachzudenken. Zum Beispiel die Ladenöffnungszeiten. Einst hatten Geschäfte werktags um 18.30 Uhr zu schließen und samstags um 14 Uhr. Frage: Muss man um elf Uhr abends einkaufen können? Antwort: nein. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, dass es nicht immer alles gibt. Also ist das doch schon mal eine gute Übung.

Und ganz nebenbei würden viele Arbeitskräfte frei werden, die in anderen Branchen bitter benötigt werden. Also los! Und bevor gemeckert wird: Die Zeiten müssen selbstredend auch für Lieferdienste gelten. Ist ja wohl klar.

*Mit freundlicher Genehmigung der  
Frankfurter Rundschau vom 22.8.2023*

# Häusliche Gewalt

Zahlen auf einem Rekordhoch

**Gewalt in Partnerschaften 2022:**  
157.818 Fälle = 432 Fälle pro Tag  
+ 9,1 % im Vergleich zum Vorjahr

**Telefon 116016**  
kostenlose + anonyme Beratung in 18 Sprachen  
[www.hilfetelefon.de](http://www.hilfetelefon.de)





Nichts fällt Menschen schwerer, als Danke zu sagen oder dankbar zu sein. Zum Erntedankfest bieten wir hier Raum für eigene Gedanken oder Überlegungen.

# Erntedank dankbar sein ...

Die gute  
Nachricht

# Persönliche Nachrichten

Falls Sie Ihren Namen hier vermissen, fehlt uns vermutlich Ihre Erklärung zum Datenschutz. Bitte reichen Sie diese dann nach.

## Hessen-Nassau

### Ordinationsjubiläen:

Ulrich Biedert, 21.10.1973  
Brigitte Kastl, 21.10.1973  
Paulfried Spies, 23.10.1983  
Wilfried Roth, 16.11.1958  
Norbert Ansorg, 27.11.1983  
Volker Hofmann, 27.11.1983

### Geburtstage:

#### Oktober:

Walter Bujard, 85 Jahre  
Hella Drommeshauser, 86 Jahre  
Gundula Guist, 60 Jahre  
Klaus Hartmann, 60 Jahre  
Hans-Martin Minner, 80 Jahre  
Eberhard Poetter, 85 Jahre  
Heinz Zeyer, 75 Jahre

#### November:

Hermann Alves, 94 Jahre  
Günter Becker, 89 Jahre  
Hans-Gerhard Beier, 80 Jahre  
Claus-Wilhelm Bollmann, 87 Jahre  
Willi Hartkopf, 88 Jahre  
Helgrid Neisel, 92 Jahre  
Werner Nolting, 80 Jahre  
Klaus Pfitzner, 86 Jahre  
Gerd Schenk, 80 Jahre  
Hans-Jürgen Stöckl, 91 Jahre

### Neues Mitglied:

Josephine Haas

## Kurhessen-Waldeck

### Ordinationsjubiläen:

Arno Otto, 14.10.1956  
Stefan Bürger, 25.10.1998  
Anja Peters, 25.10.1998

### Geburtstage:

#### Oktober:

Marianne Biskamp-Dotzert, 60 Jahre  
Ulrich Braner, 86 Jahre  
Klaus Dummer, 80 Jahre  
Harald Goeze, 91 Jahre  
Anke Haendler-Kläsener, 60 Jahre  
Ulrike Joachimi, 60 Jahre  
Gisela Müller, 85 Jahre  
Elisabeth Siltz, 92 Jahre  
Magdalena Weidner, 75 Jahre  
Ingrid Weiß, 87 Jahre

#### November:

Eckhard Becker, 65 Jahre  
Elisabeth Fröhlich, 97 Jahre  
Kathrin Fuchs, 60 Jahre  
Wilhelm Heermann, 87 Jahre  
Karl Hupfeld, 89 Jahre  
Friedhelm Kupfernagel, 92 Jahre  
Erika Lauschus, 95 Jahre  
Gert Margraf, 85 Jahre  
Lotte Ohlendorf, 80 Jahre

### Neue Mitglieder:

Simone Dorothea Becker  
Lena Elsässer  
Benedikt Kaloudis  
Florian Peter

## Letzte Meldung

Bettina von Haugwitz wurde am 7.9.2023 zur neuen Vorsitzenden des Pfarrvereins von Kurhessen-Waldeck und somit als Nachfolgerin von Frank Illgen gewählt.

# Gutes Aussäen ist alles.

Helfen Sie den Menschen in Kenia und vielen anderen Ländern,  
lebenswichtige Nahrungspflanzen aus eigenem Saatgut anzubauen.  
Wer sich selbst versorgen kann, führt ein Leben in Würde.  
[brot-fuer-die-welt.de/saatgut](http://brot-fuer-die-welt.de/saatgut)

Mitglied der **actalliance**



Würde für den Menschen.



## Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen

Hessisches Pfarrblatt aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck wird herausgegeben vom Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau e.V., Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. 069 471820, [info@pfarrverein-ekhn.de](mailto:info@pfarrverein-ekhn.de), [www.pfarrverein-ekhn.de](http://www.pfarrverein-ekhn.de) und dem Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. 0561 9307178, [sekretariat.pfarrverein@ekkw.de](mailto:sekretariat.pfarrverein@ekkw.de), [www.ekkw.de/pfarrverein](http://www.ekkw.de/pfarrverein)

**Redaktion:** Dierk Glitzenhirn / Bettina von Haugwitz /  
Leroy Pfannkuchen / Verena Reeh /  
Sabine Gaßmann (Assistenz)  
Wolfgang H. Weinrich (verantwortlich)

**Redaktionsadresse:** Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt,  
Telefon 069 471820, [redaktion@pfarrverein-ekhn.de](mailto:redaktion@pfarrverein-ekhn.de)

**Beirat:** Dierk Glitzenhirn / Bettina von Haugwitz / Frank Illgen /  
Susanna Petig / Wolfgang H. Weinrich / Werner Böck

**Satz:** Pear Design / Markus Jöckel · [pear-design.net](http://pear-design.net)

**Druck:** Lautertal-Druck Franz Bönsel GmbH  
Auflage 3.300 Exemplare, ISSN – 0941 – 5475

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält sich vor, Beiträge, Leser:innen-Briefe etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor:innen wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen wird keine Gewährleistung oder Haftung übernommen. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt. Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen erscheint zweimonatlich und ist für Mitglieder kostenlos.

### Umschlagmotiv 1:

Set Burger Illustration Pop Art Style. Andy Warhol.  
Neu angeordnet. Bilddatei: [shutterstock\\_507668629](https://www.shutterstock.com/image-vector/pop-art-style-burger-set)

### Umschlagmotiv 2:

Foto: Jörg Böthling / Brot für die Welt

**Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 13.10.2023**

